Mein Leben

Band 4

Von 28 Septemb. 07 – Ende 1910

382.

Günter Tessmann: Mein Leben

Band 4

(1969 Lub. 354)

III. Abschnitt,
Teil 3

Krieg und Frieden

mit den Fangs

mit den Fangs S. 1

Teil 4. Zweite Rückreise nach Deutschland S. 189
" 5. Ausarbeitung der Ergebnisse S. 221

II

[illegible]

Duala
Edea
Jaunde
Lolodorf
Kribi
P.T.Z Kribi
P.T Plantation
P. Longji
Kampo
P.T.Z Kampo
Ebolowa
Bata
Bahia de Bata
Ukoko
Ojem
Elobey
Corisco
M U N I
9
10
11
12
20

Beispiel einer flüchtigen Routenaufnahme auf bekanntem Wege in Süd-Kamerun. Von G. Tessmann.

28 Septemb. 07 (Sonnabend) Gegen 10 Uhr erschienen endlich die 26 Träger und auch der Headmann. Die Verhandlungen mit ihnen zogen sich sehr in die Länge. Es war aber nicht möglich, sie zu veranlassen weiter zu tragen, als bis Nemayong, das nur 3 Tage märsche entfernt liegt. Nach dem Mittagessen ging es fort und zwar erst um 3 Uhr. Wir marschierten auf ziemlich gutem Wege bis Bebai, wo wir schliefen.

29 Septemb. 07 (Sonntag) Um 7 Uhr ab. Wir passierten viele Dörfer bis Betanda, wo wir Mittagsrast machten. Dann ging es weiter bis Afan.

30 Septemb. 07 (Montag) Von Afan über Meine, wo wir Mittag machten, nach Mbombe – ein ziemlich neues Dorf, wo wir schliefen.

1 Oktober 07 (Dienstag) Von Mbombe aus ging es stark ansteigend durch bergige Gegend, in der viele Bäche und der in den Lokefluss sich ergiessende Kom zu Tal rauschten, indem sie sich von Felsstufe zu Felsstufe hinunterwarfen und so reizvolle Wasserfälle bildeten. Immer weiter ansteigend kamen wir gegen 12 Uhr in das grosse, aber arme Dorf Panemakok. Nachmittag marschierte ich weiter bis Nsomvë. Das Dorf liegt reizvoll zwischen Bergen eingebettet. Wir blieben hier.

2 Oktober 07 (Mittwoch) Von hier aus war die Landschaft eben und der Weg besser

ausgeschlagen, lag dort nun die ziemlich wenig bebaute bergige Gegend unter uns. In Ndola hielten wir Mittagsrast und waren um 5 Uhr in Nemayong, bis wohin die Träger nur mitgehen wollten. Hier blieben wir bei einem Weissen, Herrn Kühne, der eine Faktorei von A. Küderling verwaltete.

3/4 Oktober 07 (Donnerst. Freit.) Wir blieben die beiden Tage in Nemayong bei Herrn Kühne. Ich versuchte alles, um Träger zu bekommen, sandte die sogenannten "Headleute" aus, welche auf den Häuptlinge des Dorfes (Nemayong) der anderen Dörfern ein und bekam unter unendlichen Palavern am 4 Okt. schliesslich die Leute, die ich brauchte. Ich war auch schon ein wenig nervös, denn ich brannte darauf, möglichst bald an meinen Bestimmungsort zu kommen, um mit der Arbeit zu beginnen.

5 Oktober 07 (Sonnabend) Am Morgen waren auch alle Träger bis auf 5 da. So konnte ich abmarschieren. Wir gelangten bis Mangele, wo wir blieben. Ich schickte von hier 5 andere Träger nach Nemayong zurück, um die zurückgebliebenen Lasten zu holen.

6 Oktober 07 (Sonntag) — Über Ngom, Nkomajue nach Nkodok (Ekodok auf d. Karte), das am Kampo liegt.

7 Oktober 07 (Montag) — Alle ~~Die~~ Träger waren fortgelaufen. Nun gingen die Schwierigkeiten von neuem los. Ein Elend mit dem Vorwärtskommen im schwarzen Kontinent! So musste ich notgedrungen den Tag im Dorfe verbringen und die üblichen "Palaver" führen, um mir neue Träger zu verschaffen, die mir auch für den folgenden Tag zugesagt wurden.

8 Oktober 07 (Dienstag) Die Träger waren wirklich da, aber jetzt ~~ging~~ fingen die Schwierigkeit des Vorwärtskommens im Busche ~~los~~ an, und zwar war es der Kampo, der ~~mit~~ uns mit mehreren Armen und Überschwemmungen die größtmöglichsten Hindernisse und Zeitverluste bereitete. Zuerst hiess es, den Hauptarm überschreiten und zwar auf einem miserablen Floß, auf dem nur eine Last und ein Mann Platz finden konnte. Dieser Übergang, bei dem ich nur mein Augenmerk darauf zu richten hatte, dass die Last nicht im Wasser stand, sondern auf einer genügenden Unterlage bzw. auf dem Rücken des Trägers ruhte, dauerte nicht weniger als sechs Stunden. Man konnte grauen

Haare dabei kriegen! Um das Maß voll zu machen, bescheerte uns das Schicksal gleich einen zweiten Arm ein paar Schritt hinter dem ersten. Hier ging die Sache etwas besser, da (wenn auch ein [illegible] winziges) Kanu vorhanden war. Unterdessen hatte sich die Erde ungefähr schon einmal wieder um sich selbst gedreht, so daß wir im nächsten, nicht weit entfernten Dorfe Bembiong zur Nacht eintrafen.

9 Oktober 07 (Mittwoch) Von Bembiong ging es bei strömendem Regen bis an den Kampo oder einen Kampoarm – wie man will. Aber der Anblick, der sich uns hier bot, war nicht verlockend – Herrn Zobelmann, dem blutigen Anfänger, sträubten sich die Haare: ein breiter, breiter Strom wälzte sich vor uns dahin, in reissender Strömung zwischen Felsen und liegenden Baumstämmen mit Strudeln und Schnellen und Schaumflocken. Und nichts da zum Übersetzen. Der Stromarm, denn um einen solchen handelte es sich nur, obgleich er dreimal breiter war, als der Hauptstrom, war auch nicht tief. Er musste durchwatet werden. Auch mir sank das Herz ein wenig tiefer, wenn ich an die Lasten dachte, denen hier ja das meiste Voll- oder

wenigstens Fussbad in Aussicht stand. Aber was half's. Ich sah schon einen Teil der vorausgegangenen Träger mit der Strömung kämpfen, gegen die sie Schritt für Schritt Boden gewannen. Das Geschrei, vorsichtig zu sein und die Lasten höher zu nehmen, war kein Ende. Für uns beide wurden besonders starke Leute ausgesucht, die uns auf die Schultern nahmen. Jeder unserer Reitstiere wurde von zwei anderen Schwarzen – ich hätte beinahe gesagt: am Zaume geführt. Letztere kundschafteten die den Weg aus und hielten sie fest. Ich musste mich zwingen, über die weite, unten schäumende Wasserfläche zu sehen, denn bei dem Blick nach unten wurde ich direkt schwindelig – so schnell floss die Strömung unter mir fort, am Körper meines Reitstieres hohe Gischt emporsendend. Jobelmann saß wie ein Reiter, der ein tolles Hindernis nehmen will. Es war ein Anblick für Götter. Ich konnte es nicht lassen zu singen: "Fröhlich gefischt – gehet dahin." Aber Herrn Jobelmann entlockte mein Scherz nicht das geringste Lächeln – er starrte hinter seinen Brillengläsern nur nach unten, als ob er eine Stecknadel verloren hätte. So-

was mit ihm in Berlin noch nie vorgekommen. Als wir endlich pudelnaß am Ufer angekommen waren, wegen des Regens von oben und des Flusses von unten, meinte Lotelmann es als ein Wunder auffassen zu müssen, dass wir noch lebten. Man sah hier schon, dass dieses sanfte, weichliche Stadtthier für den rauhen Busch nicht passte. Ich sprach ihm zu und sagte, er müsste sich etwas mutvoller und männlicher zeigen, wenn er vor den Schwarzen nicht allen Respekt verlieren wollte. Dann trotteten wir weiter — und standen zum vierten Mal vor dem "Kampi". "Ist denn dieses verdammte Gewässer eine Hydra, nur an Stelle der Köpfe mit immer neuen Armen," rief ich aus, als es vierte mal "zu Ende" war. Aber mein Zorn verflog schnell, denn es gab hier ein anständiges Kanu und mehrere Köpfe zum Übersetzen. Auf der anderen Seite lag das Dorf Antoranten. Es gab aber hier so viele Framboesiekranke, dass ich noch heute mit Schaudern daran denke, dazu eine Menge von Bremsen und anderem Ungeziefer. So machten wir hier nur Mittag und gingen

gleich weiter bis zum großen Dorf Nkoakum der Sippe Essa'monguen.

10 Oktober 07 (Donnerstag) Natürlich gab es schon wieder Trägerpalaver, denn einige Leute waren nachts wieder ausgerissen. Glücklicherweise konnte Ersatz beschafft werden. Wenn es auch immer noch Schwierigkeiten unterwegs gab – ich marschierte, wie immer, als letzter – so brachte ich die ganze Bande aber doch über die fünfte Wasserschranke, bei der wieder nur ein elender Floß zur Verfügung stand und die Sache dementsprechend langsam ging. Auf mein Drängen wurde schließlich noch ein Kanu von irgendwoher beschafft, wodurch das Übersetzen wesentlich beschleunigt wurde. Nun, hieß es, sei die "Kampo" endlich zu Ende. Mein Bedarf war übrigens auch vollständig gedeckt. Wir gingen durch das Dorf Ngoa bis Akoasong, das schon in der Nähe der spanischen Grenze liegt.

11 Oktober 07 (Freitag) Ein recht schlimmer Tag brach an. Wieder waren die nötigen Träger nicht mehr ~~[illegible]~~ vollständig da und da ich keine Lasten hier zurücklassen wollte, so ließ ich meine

Angestellten und Headleute ausziehen, um ~~neue~~ die
fehlenden Träger zu suchen. Es war eine unheimliche
Stille im Dorfe – kein Mensch war da. Mir schien es
die Ruhe vor dem Sturm. Und der kam: am Abend
bekam ich Nachricht, dass alle 5 Headleute aus Kam-
po sowie sämtliche Träger entlaufen waren. Diese
Schreckenspost gab mir einen kleinen Schlag, denn sie
bedeutete im günstigsten Falle: Verlust einiger Tage
und Zurücklassen des grössten Teils der Lasten. Von der
ganzen Expedition waren an schwarzem Personal nur
die beiden ~~Ja~~ Jaunde und der Dualaboy geblieben,
auf den ich, schon weil er eben Duala war, keine grossen
Hoffnungen setzte. Dazu hatte ich noch Herrn Tobel-
mann auf dem Halse, der mir wegen seiner völligen Un-
erfahrenheit – konnte er doch noch nicht einmal ordent-
lich "Pidgeonenglish" – keine Hilfe war. Aber man hatte
wenigstens jemand, mit dem man sich über die Lage
aussprechen konnte. Durch meine Jaunde erfuhr ich
nun, dass ein Angestellter des Herrn Richter, den Plan mit
einem der Kampo headleute ausgeheckt hatte. Einen Ange-

stellen hatte ich in Ngoa gesehen, wo sich auch eine Faktorei von Küderling befindet. Herr Richter aber sitzt in Akam, nicht weit von Ngoa. Nun, wie die Sache gekommen war, war jetzt ja ganz gleich – die Schwarzen wissen nachher, wenn das Unglück geschehen ist, immer ganz genau, wie alles gekommen ist – vorher aber wissen sie von nichts.

12 Oktober 07 (Sonnabend) Herr Zobelmann und ich beschlossen, nach der Faktorei des Herrn Richter zu gehen. In Ngoa suchten wir die Leute einigermaßen zu beruhigen, denn sie waren durch die ganzen Palaver kopfscheu geworden und hatten zum größten Teil das Dorf verlassen. Von hier ging es noch ein kleines Stück Kampratraße und um 10 Uhr abends trafen wir in Akam ein, wo uns Herr Richter freundlich aufnahm. Herr Richter gab uns einige Mann, die unter Zobelmanns Führung zurückgingen, um Verpflegung, vor allem die Küchenkiste (Chopbox) zu holen. In Herrn Richter lernte ich einen biederen und humorvollen Mann kennen, der das Herz offenbar auf dem rechten Fleck hatte. Als Herr Zobelmann zurückgekommen war, saßen wir uns gemütlich zusammen. Ich verlebte da einen sehr

netten ~~Abe~~ Nachmittag und Abend, der mich meine Sorgen etwas vergessen liess. Auch schöpfte ich wieder Hoffnung, dass wir hier nicht lange Aufenthalt haben würde, da es mir gelungen war, die Leute von Ngoa zu versöhnen und von ihnen das Versprechen bekommen hatte, mir morgen Träger zu stellen – vorerst, das würde ich ja sehen. So gewann ich bei Herrn Richter, der nun in einer vorläufigen kleinen Bude hauste, mein verlorenes Gleichgewicht, das durch die bis zum Uebermaß gehäuften Schwierigkeiten etwas erschüttert war, zurück. Nach dem Abendbrot wurde die Stimmung sogar ein wenig lustig. Herr Rotelmann hatte sich zurückgezogen, da er sehr müde war. Wir erzählten uns bei einem Glase Bier und allerlei und besonders Herr Richter saß voll von Anekdoten und Witzen, von denen einige über die Hochzeit des deutschen Kronprinzen noch in meiner Erinnerung sind. Leider wirkten die vielen Mücken, die vom nahen Kampo herüberkamen, machte etwas störend.

13 Oktober 07 (Sonntag) Ich bekam in Akom zwei Träger, mit denen ich nach Ngoa ging. Hier waren wirklich 11 Träger zur Stelle, und mehr, als ich eigentlich erwartet hatte. So gingen wir in

unser Dorf. 16 Lasten mussten leider zurückgelassen werden und ich ~~bat~~ hatte Herrn Richter, gebeten) die Aufsicht über sie zu übernehmen, bis ich Träger ~~[illegible]~~ aus Span. Muni eingeschickt hätte. Da mich Herr Richter nicht ganz richtig über den Weg unterrichtet hatte, so marschierten wir erst nach Osten bis Esobedok. Hier stellte es sich aber heraus, dass ich nach Südwesten hätte gehen müssen. So kehrten ~~[illegible]~~ wir alle wieder um. Der Umweg (2 Stunden) war zwar nicht gross, aber bei meinem Sehnsucht, fort- und an die Arbeit zu kommen, recht ärgerlich. Nun, vom ersten Akoasseng-dorfe ging es endlich wieder auf den richtigen Weg, der über Ejeom (Ejen auf d. Karte) nach Bebai führte. Weiter kamen wir heute leider nicht. Hier schliefen wir für lange Zeit zum letzten Mal im deutschen Schutzgebiet. Der Häuptling hatte offenbar von der Ersten Grenzexpedition eine Flagge bekommen, die er auch am Mast hochgezogen hatte.

14 Oktober 07 (Montag) Bald hinter dem Dorf kamen wir an dem Grenzpfeiler (X) vorbei und damit trat ich in „mein“ Gebiet, in mein Königreich ein, wo niemand etwas zu sagen (hatte),

außer mir. Dieses Gefühl genügte mir freiheitdurstigen Menschenkinde schon, um mein Herz gleich viel höher schlagen zu lassen, obgleich ich doch wusste, dass die wirklich ernsten Schwierigkeiten hier erst begonnen. Auf schlechtem Wege ging es nun über Ollen nach Noder. In diesem Dorfe wartete ich auf den Nachtrab. Ich wurde ziemlich unruhig, bis bald darauf, von meinen Schwarzen gestützt, Herr Tobelmann erschien. Er hatte unterwegs Fieber bekommen. Also auch <u>das</u> noch zu all' dem Ungemach, das ich auf dieser Reise zu erdulden hatte. Da wir keine Träger hatten, musste der arme Tobelmann zu Fuss reiten. Er ruhte sich etwas aus und kam dann nach, denn glücklicherweise war der Malariaanfall nicht schwer. In dem nicht weit entfernten Membwaneng blieben wir zur Nacht.

15 Oktober 07 (Dienstag) Herrn Tobelmann ging es wieder ein wenig besser. Er versuchte sich auch zusammenzunehmen. Der Weg war aber noch schlechter, als gestern. Viele Bäche waren zu überschreiten. So ging ich nicht weiter als Moko, bis wohin Herr Tobelmann sich schleppen konnte.

16 Oktober 07 (Mittwoch) Da Herr Totelmann aber nun doch so matt war, dass er nicht gehen konnte, liess ich durch den Häuptling ein paar Leute herankolen, die ihn in meiner Hängematte tragen mussten. Das Bächlein Bono wurde zweimal überschritten. Der Weg war wieder jammervoll, wie gestern. Im Dorfe Eboangom veranlassten mich die Pangwe, etwas zu warten, da sie den Weg nach Ssämän ausbesserten und Brücken schlügen. Also hier zeigte sich schon der Respekt, den man in meinem Reich vor mir hatte; hatte ich doch im Frühjahr auf dem Wege zur Küste hier geschlafen. Zugleich gab aber diese Regsamkeit der Pangwe zu denken, denn, wenn der Weg nicht unter aller Kanone war, gab es ihrer Meinung nach nichts daran zu verbessern. Schliesslich wurde mir aber das Warten langweilig und ich marschierte weiter. Meine düsteren Erwartung betreffs des Weges wurden aber durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen, denn man konnte sagen: es ging fast nur durch Wasser. Wie dringend nötig hier eine Wegeverbesserung gewesen wäre – man hatte natürlich eben erst damit begonnen – zeigte die Tatsache, dass ich

an einer Stelle von meinen Trägern auch wirklich ins Wasser gesetzt wurde. Den Bomo [nannte] ~~hat~~ ich hier zumal überschritten ~~hätte~~ (man konnte in all dem Wasser einen Bach aus erkennen, wenn man auf den Kontoer aufmerksam gemacht wurde) ~~und~~ Schliesslich kam ich in Tsämänden an und hatte damit meine alte Route erreicht. ~~Da es auf einem neuen [illegible] Wegen ging, konnte ich nochmal [illegible] an den Koffer packen~~. Ich schickte von hier einen Neger, der Nzundanga rufen sollte und bestellte die Leute, morgen einen Rasttag zu machen, umsomehr, als auch Schellmann eine Erholung gut tun konnte.

17 Oktober 07 (Donnerstag) Morgens ging ich mit meinem Freunde Schok unter Führung eines Dörflers auf die Jagd. Ich erlegte eine Rotschwanzmeerkatze (Miopithecus cephus), sah noch viele andere Affen verschiedener Arten, so die Weissnasige Meerkatze, aber aus weiterer Entfernung. Die Gegend hier muss sehr wildreich sein.

18 Oktober 07 (Freitag) Auch heute beschloss ich noch im Dorfe zu bleiben. Wieder ging es in den Wald, aber diesmal hatte ich kein Jagdglück. Am Nachmittag fand ein besonderes Fest na-

mens Nöngmba statt, das ich damals noch einfach als „Play" bezeichnete, es war es mehr als das, nämlich ein Kultfest statt, wie ich später lernte. Es gab einen Höllenradau dabei; besonders konnte man sie mit Blasen auf Mirlitons (ich nannte sie damals noch „Röhren") nicht genug tun. Ich fand damals diese Musik „schrecklich". Der Mann brachte mir ein ziemlich grosses „Palaver". Meine Freunde hatten mir mitgeteilt, dass der Azalabora verschiedentlich Zeug u. a. Sachen aus den Kasten gestohlen hätte, offenbar, um die Freundinnen, die er sich ersah, damit zu bezahlen. Ich beschloss seine Bestrafung für den nächsten Morgen.

19 Oktober 07 (Sonnabend) Der Koch wurde gerufen und, da er nicht leugnen konnte, mit einigen Hieben bestraft. Ich hatte aber von einem solch unzuverlässigen Menschen genug — er hatte noch verschiedenes Andere auf dem Kerbholz — und entliess ihn auf der Stelle. Kaum war das Palaver erledigt, da traf zu meiner Freude mein alter Nsundanga ein. Er war einen Tag und die Nacht hindurch gegangen. Wegen der Bezahlung seiner früheren Dienste einigten wir uns dahin, dass sie ihm gutgeschrieben wurde, denn es war ja eigentlich Alles nur ein Missverständnis gewesen. So ging

er hocherfreut aufs neue mit mir, denn er hatte wohl nicht gedacht, dass ich nachträglich alles auszahlen würde, wo er mich dort ~~hinter~~ in recht ungünstiger Lage im Stich gelassen hatte. Auch einen Vorschuss sollte er bekommen, wenn er das nächste Mal an die Küste ging. So war die alte Freundschaft neu besiegelt. Nun ging "Ntok" stolz mit einem neuen Karabiner bewaffnet vor mir her. Ich war selbst froh, einen Mann mehr zu haben und einen meiner Jaunde durch die Abnahme eines Gewehrs etwas entlasten zu können; hatten wir doch alle – wir zwei Weissen und die Jaundes – unter der Last der Gewehre und anderen "Kleinigkeiten" geseufzt, die wir seit dem Fortlaufen der Campoleute in Ngoa übernehmen mussten.

Es ging nun auf einem mir neuen Wege nach Süden. Zuerst marschierten wir durch dichten Busch, in dem ich eine kleine Meerkatze: Miopithecus talapoin schoss, nach Nganam. Hier blieb ich.

20 Oktober 07 (Sonntag). Von Nganam ging es erst den Lauf des Baches Ssen (Oeson) entlang bis Mandungo. Hier wendet sich der Weg mehr nach Osten. Er führt über das

Dorf Lebangang, nach dem die Lebangangberge ihren
Namen haben, die ich von Uelleburg aus vor mir liegen sah,
nach Elimbi (nicht ~~Elumbi~~ Ebimbi, wie auf d. Karte steht). Zu mei-
ner Rechten waren nun auch die Lebangangberge zu se-
hen. Nun kam eine recht lange Buschstrecke, in der
wir von einem heftigen Regenguss überrascht und
durchweicht wurden. Wir schliefen in dem Dorfe Ebiane-
majong, das nur einen Tagemarsch von meiner
"Hauptstadt" Ulen entfernt liegt.

21 Oktober 07 Durch mehrere Dörfer – Maminji, Ebomenang –
(Montag) nach Nyonnewai, wo wir Mittag aßen, dann auf sehr
verwachsenem Wege durch die Dorfschaft Ekoang nach
Mabungo, wo ich ja bekannt war. Um nicht ohne
weiteres nach Ulen zu ziehen, bevor die Sache wegen der
damals von Bakon zurückbehaltenen Lasten geregelt war, be-
schloss ich, mein Lager in Mabungo aufzuschlagen. Da-
durch gab ich den Ulenleuten kund, dass ich ihnen zürn-
te. In Mabungo traf ich meine dort beheimateten
Leute an, nämlich Mbajen, der "Headmann" gewesen
war und den "Raupenbrey" Lô (Sô mit weichem S.); beide

Ausbrecher von Massambe. Auch sie nahm ich in Gnaden wieder auf, zahlte ihnen aus den mitgebrachten Waren einen Teil aus und kleidete vor allem Mbajen ein; er sollte nämlich nun "Soldat" werden. So hatte ich jetzt wenigstens vier Soldaten, Nkundanga, Mbajen und die beiden Jaunde. Gegen Sonnenuntergang kam eine ganze Anzahl Leute aus Ilen, darunter mein guter Njong-Boka und die anderen Jungen. Sie sollten mich in erster Linie begrüssen, dann war ihnen aber wohl auch aufgegeben, meine Machtmittel und die Stimmung bei uns auszukundschaften. Der Häuptling, der Hauptschuldige, war flüchtig geworden und verschollen, sein Sohn, war da, mein Elefantenjäger. Am Abend liess ich meine Garde einmal antreten und eine Schiessübung veranstalten, um in Ilen, wo man die Schüsse natürlich gut hören konnte, ein wenig Eindruck zu machen. Das gelang auch vollständig, denn am nächsten Tage, den

22 Oktober 07 erklärten die Leute von Ilen meinem Nkundanga, den ich
(Dienstag) als offiziellen Vertreter dorthin geschickt hatte, dass sie

bzw. der Häuptling zur Bezahlung der gesandten Lasten bereit seien. Zugleich kam Gesen, der Elefantenjäger und Alles war nun beigelegt. Da die Altleute auch willens waren, mir eine neue Station zu bauen (sie hatten ja nun eine gewisse Übung darin) und Träger für die Lasten zur Küste zu stellen, so suchte ich von hier aus mir einen Platz aus. Unsere Beratungen führten dazu, dass die Altleute mir einen Platz bei Nsilang vorschlugen und zwar, weil es hier sehr "hoch" sein sollte. Von der mir [mit Vorliebe] öfters vorgeschriebenen Idee, auf einem Hügel thronen zu müssen, konnte ich natürlich nicht loskommen. So musste also, wenn nun doch kein Hügel mit keine Aussicht da war, eine erfunden werden. Für den nächsten Tag versprach ich diesen Platz besichtigen zu wollen.

23 Oktober 07 Ich selbst kam nach Alem und ging dann mit Gesen und vielem Volke nach Nsilang, um hier den mir vorgeschlagenen Platz für den Hausbau – er lag in einer Pflanzung – zu besichtigen. Vom "Hügel" war auch nicht der leiseste Anlauf zu bemerken, aber die Leute zeigten mir einige Hügel, die man durch die Bäume hindurchschimmern

sah (Bild 4 der Mappe). Da noch höhere Stellen nicht bekannt waren, so musste ich mich mit dieser "Aussicht" zufriedengeben und ~~ich~~ mich damit bereit erklären, den Vorschlag anzunehmen. Von Alen bis zu diesem neuen Platz, den die Leute in unbewusster Ironie: Nkolentangan i.e. Hügel des Weissen nannten, war es gerade eine Stunde Wegs. Ich gab Essun nun die nötigen Anweisungen, sofort alle Leute aufzubieten, um mit dem Hausbau zu beginnen. Ehe ich ging, liess ich noch einiges Buschwerk und Kassavasträucher abschlagen, so dass nunmehr die Berge etwas deutlicher erschienen. Dann ging es zurück nach Mabungo.

24 Oktober 07 (Donnerstag) Ich zog nun ab und siedelte endgiltig nach Nsäläng über. Der Platz, auf dem das Haus stehen sollte, wurde mit nur wenigen Leuten gereinigt.

25 Oktober 07 (Freitag) Es waren wieder nur wenige Leute da, die aus Nsäläng und Nkolucbat stammten. Die grossen Dörfer Akan und Makonanám hatten keinen einzigen Mann geschickt. Ich liess die Häuptlinge rufen – aber sie wollten nicht erscheinen. Selbst von Alen und Biänemayong waren

nur wenige Mann da. So begannen schon gleich wieder Schwierigkeiten und diese erinnerten mich daran, dass ich in den Fang einen ganz zähen und nur immer der Gewalt gehorchenden Schlag vor mir hatte. So liess es mal unterhandeln, den Buschleuten den Fuss auf den Nacken setzen. Am Abend rückte ich dann mit meiner Streitmacht vor Akan und hielt den Leuten eine Predigt, die sich gewaschen hatte. Sie genügte bereits, den Leuten klar zu machen, dass ich mich nicht zum Narren halten liess. Nach Akan aber beschloss ich eine Strafexpedition zu unternehmen, wobei ich vorher die Mabungoleute aufsuchen musste.

26 Oktober 07 (Sonnabend) Morgens erst mit allen Soldaten nach Mabungo. Hier musste ich tatsächlich mit Gegenmaßregeln beginnen und zwar erklärte ich, dass die Strafzahlung leisten müssten. Hühner und vor allem die geschnitzte Holztrommel wurden einkassiert. In der Trommel hatte ich sogleich ein völkerkundliches Beweisstück. In Mintalinitum, dem nächsten Dorf, wurden einige zahme Papageien als Strafzahlung mitgenommen, zugleich wurden die Leute kommandiert, eine Brücke über das Wasser hin

Dorf zu bauen. Schon in Mabongo hatte ich den Häuptling von Okan getroffen und festnehmen lassen. Nun rückte ich in Okan ein und nahm den zweiten Häuptling beim Kragen (Alles das ließen sich die Fang widerstandslos gefallen. Ich kannte das ja und wußte, daß die Neger, wenn sie auch noch so gut wissen, daß man die Machtmittel und den Machtwillen hat, doch am eigenen Leibe spüren wollen, daß auch wirklich diese Machtmittel in Aktion treten. Die Einwohner von Okan ermahnte ich, schon morgen eine große Zahl von Leuten zum Hausbau zu stellen. Herr Tobelmann war auf diesem Strafzuge mit anwesend. Als wir zurückkamen, war schon mehr geschafft, als ich erwartet hatte. Der Platz für Haus und Hof war ziemlich ganz gereinigt und die großen Stützpfähle und Balkenwesen schon geschlagen worden. So prompt war ~~[illegible]~~ die Wirkung eingetreten. Nach dem anstrengenden Tage schmeckte uns die Abendmahlzeit prächtig.

27. Oktober 07 (Sonntag) Heute waren eine Menge Leute da, etwa 80-100. Alle umliegenden Dörfer hatten Arbeiter gestellt. Alles

war ein Andrang und wie ein Fest erschien alles, die Neger arbeiteten wie wild, sangen, scherzten und lachten dabei. Sie waren wie die Kinder. Herr Zobelmann erfuhr staunend von neuen Lehren, die ihm meine Eingeborenenbehandlung gaben. Heute wurde der Platz weiter gereinigt, geebnet und es wurden noch mehr Pfähle geschlagen.

28 Oktober 07 (Montag) Heute kamen noch mehr Leute. – Ich mal einer an 1[?] zählten wir. Grosse Trupps kamen aus Makomanam, Akam, Anang, Beniale, Mabungo, Nkan und sogar aus Akogga. Herr Zobelmann maß den Boden ab, um die Grösse der Veranda, der Räume, der Küche und der Jungshäuser anzugeben. Dann stellten die Leute das Gerüst auf, das schon ziemlich vollendet wurde.

29 Oktober 07 (Dienstag) Alle Mann gingen in den Sumpf, um Raphiapalmblätter für die ~~[illegible]~~ Dachmatten zu schlagen. Auch die Dachmatten wurden heute schon ganz fertig gestellt. Ferner wurde das Gerüst für die Instrumentenhütte, in denen die meteorologischen Instrumente aufgestellt ~~waren~~ werden sollten, errichtet, sowie der Abort fertig gestellt. Die Frauen von Nsalang beteiligten sich sogar an den Stationsarbeiten,

indem sie den Weg von Nsoälang nach Bizzemajong und von Nsoälang zu meinem Bauplatz ausschlugen.

30 Oktober 07 (Mittwoch) Die Hausarbeiten werden weitergeführt und ohne eigentliche Schwierigkeiten, da genug Leute vorhanden.

3 November 07 (Sonntag) Das Haus war schon ziemlich fertiggestellt, leider hatte ich es nicht bis zum Sonnabend schaffen können. Ich wartete auch noch auf die Träger, die ich von hier losgeschickt hatte, um die Lasten aus Ntonkomesang bzw. d. Kampo, wo ich sie damals gelassen hatte, herzubringen. Heute wurden Tische, Bänke, Betten usw. aufgestellt.

4 November 07 (Montag) Einzug ins neue Haus, mit allen Lasten. Hierbei gaben die Leute meiner "town", die ich mit Residenz übersetzen möchte, den Namen Nkolentangan, den ich als offiziellen Namen annahm. Ntuntanga behauptete, dass meine town aus 10 Häusern bestände, wobei er Hühnerstall und Loken mit eingerechnet hatte. (Man vergleiche Bl. 20 u. 21). Gegen 11 Uhr kam Herr Schulze, ein Faktorist aus Ntobam, bei mir vorbei; er wartete nur kurze Zeit, da ich ja auch gerade beim Einrichten war. Er erzählte mir, dass meine so schön-

seiddsy erwarteten Träger in Makonanem sein. Kaum war der Herr fort, da kamen sie auch schon, grade pünktlich zur Einweihung, die wir feierlichst bei einer Flasche Sekt begangen. Die leitende Flagge wurde ~~am~~ am Maste hochgezogen. Das Wichtigste war aber, und das hatten selbst die Dorfleute kaum erwarten können, „die Stimme Gottes", wie mein Phonograph später genannt wurde. Schon in der Frühe, als sie noch an Kleinigkeiten der Einrichtung gearbeitet hatten, hatten sie mich darum gequält. Jetzt endlich wurde die grosse Kiste aufgemacht, der Apparat wurde herausgenommen und auf dem Tische mitten in der Veranda aufgestellt. (s. Bild 24/25) Von den Walzen waren 10 zerbrochen, darunter allerdings 7 unbespielte. Immerhin war ich froh, dass nicht mehr zerschlagen war. Nachdem der Trichter aufgehängt war an die Membran angeschlossen war, konnte die Vorstellung beginnen: Aber neue Gesichter, die verwunderten Ausrufe und: Cyée's wollten kein Ende nehmen, während meine Leute wenigstens so taten, als ob für sie dieser Wunderkasten kein Geheimnis mehr enthielte.

5. November 07 (Dienstag) Ich stellte die Laden auf und ordnete alles ein.

Herrn Tobelmann beschäftigte ich mit d. Aufnahme v. Wegen.

6 November 07
(Donnerstag) –
29 November 07
(Freitag)

Nkolentangan

Nunmehr konnte ich mit der wissenschaftlichen Arbeit beginnen. Ich vermisste nur die Anwesenheit Bakons, des Häuptling. Er ~~hatte~~ hielt sich noch immer verborgen. Das lange Warten wurde mir aber zu dumm und so musste auch hier erst gehandelt werden. Das war nicht schwer – das Leben im Dorf war ja unverändert und so brauchte ich ja nur eini[illegible] Weiber zu nehmen. Drei der Damen mussten also mit auf die Station (was sie scheinbar widerstrebend, aber innerlich voll mit größtem Vergnügen taten). Auch hier war die Wirkung unmittelbar: Nach einigen Tagen erschien schon Bakon wie ein reuiger Sünder und brachte die Bezahlung für die geraubten Lasten: 8 Ziegen und 20 Hühner. So war auch dieser Punkt erledigt.

Meine Leute zeigt das nebenstehende Bild. Alle "Leisten(ten)" Ngoas arbeiteten in der Küche Boka als "Small-steward" und Alba als Küchenjunge. Die Jungen mit den Blechschachteln und Netzen waren Insektensammler. (5 "Raupenjungs" und 2, die Käfer und Fliegensammeln sollten)

Njong Boka, der mit dem [illegible] neben mir steht, war mein "Jagdhund" wie früher.

Herr Tobelmann machte sich zuerst ans Photographieren. Um zu sehen, ob die Bilder gelungen waren, machte er einige Abzüge, wie den obigen, die ich zur Ansicht nach Hause schickte. Ich begann mit Aufnahmen der Lieder und Gesänge, von denen ich in kurzer Zeit schon ein Dutzend bekam. Zuerst nahm ich diese auf der Veranda auf, später in einem geschlosseneren Raume. Aber dann ging ein Wundern durch die Reihe der Sänger, wenn bei der Wiedergabe

November 6-29 07 die ich der Probe halber sofort vornahm, der Gesang ganz genau aus dem Trichter hervorkam. Über die Art, wie dies zustande kam, machten sich die Leute wenig Kopfzerbrechen. Jedenfalls war es eine Art Zauberei und ein so grosser Zauberer wie der Weisse kann eben alles. Über die wunderbare "Stimme Gottes" wurde überall im Lande gesprochen und täglich fast kamen Leute, besonders Häuptlinge aus entfernteren Dörfern mit Geschenken, die sie für das Konzert entrichten mussten. Auch meine Leute wollten die Musik fast zu jeder Stunde hören und eines Morgens weckte mich Ajong Boka damit, dass er "Lanvix" oder Lorno hören wollte. Ich wusste erst garnicht, was er meinte, schliesslich stellte sich heraus, dass er den "Weibermarsch aus der "Lustigen Witwe" zu hören verlangte. Zu meinem Erstaunen hatten die Leute einen ziemlich ausgesprochenen Geschmack für bestimmte Stücke, so war ausser dem "Weibermarsch" beliebt: "Im tiefen Keller sitz ich hier" (gesungen vom Hofopernsänger Carl Nebe), "Alarm auf dem Kasernenhofe", "Aufziehen der Schlosswache" und das "Kriegerlied", für das besonders Ajong

verräumte – offenbar wegen der Frauenzimmer.

Im Anfang hatte ich natürlich alle Hände voll zu tun, um die Sache in Gang zu bringen. So brachte ich meinem Hauptfaktotum Schek bei, wie man Vögel abbalgt und ~~Fre~~ Säugetiere präpariert. Auch die übrigen Arbeiten, die ich früher schon geschildert habe, kamen ins Geleise. Täglich gingen eine Menge schöner Raupen ein, die in den zwei mitgebrachten zerlegbaren und verschiedenen anderen aus Raphiamark hergestellten Raupenkästen geborgen wurden (vergl. Abb. 25 Hinten auf d. Bank). In einem riesigen Puppenkasten sammelten sich die Puppen an und bald begannen die ersten Falter zu schlüpfen. Am Abend hatte ich ~~alle~~ mächtig zu tun, um die gesammelten Insekten, vor allem Käfer, Fliegen, Hymenopteren und Wanzen sowie Cicaden einzutüten, mit Nummern zu versehen und das Buch darüber zu führen. Der Pflanzensammler – er hiess Ndong-Sai – sammelte Pflanzen, besonders Bäume mit den dazugehörigen Metzeinen, und ich hatte sie umzulegen und zu bereiten. Am späten Abend sass Ndong-Sai u. Njing-Beka auf der Erde vor mir, Schek [illegible]

6-29
November 07

und dolmetschte, wenn Sjong nicht weiter konnte. Denn diesen fingen jetzt ganz (nicht) Pidgeonenglisch zu sprechen. Schok ging morgens in den Busch, um die geschossenen Tiere am Nachmittage zu präparieren. Sehr häufig kam er aber mit der traurigen Nachricht: "I shot him, I no meet him" (d. h. "ich habe auf ihn geschossen, ihn aber nicht getroffen").

Herr Tobelmann konnte mich bei alledem wenig unterstützen, da er sich nicht recht mit den Leuten verständigen konnte. Er war auch noch recht fahrig und ungenau, besonders bei den Wegaufnahmen. So musste ich ihn erstmal ernstlich ermahnen, sich zusammenzunehmen. Das tat er dann auch, nach wie vor blieb er wenigstens willig, sonst hätte ich natürlich auch gleich mit ihm gebrochen. Meine grösste Enttäuschung war aber, dass er als Zeichner und Maler von naturwissenschaftlichen Gegenständen, z. B. ~~Insekt~~ Raupen, gänzlich versagte. (Während ihm kleinere Skizzen, wie nebenstehende, ganz gut gelangen, machten seine Zeichnungen, wo es auf die exakteste genaue Wiedergabe ankam,) ~~Seine Kunsterzeugnisse machten~~ (Einen so jämmerlichen Eindruck, dass ich ihm sagte, ich glaubte es selber besser zu können. Um nicht als Prah-

Aussicht auf die Hügel bei Nssum, Njemwai
Gez. v. Hans Jobelmann

Lans zu gelten und auch Ittelmann den Beweis seiner Unfähigkeit zu liefern, setzte ich mich eines Tages, als er auf irgend eine andere Arbeit gegangen war, hin und malte dieselbe Kuppe noch einmal. Als ich damit fertig war, erschien sie mir sehr viel besser als die Ittelmann'sche Zeichnung. Auch meine Schwarzen, denen ich beide # Kuppenzeichnungen vorlegte, von denen sie nicht wussten, wer sie hergestellt hatte, waren einig darin, dass die meinige weit besser sei: Selbst Ittelmann, als er zurückkam, musste dies unumwunden zugeben. Ich deutete ihm nun an, dass ich unter diesen Umständen ihn nur so lange bei mir behalten könnte, wie ich Arbeit für ihn hätte. Er war damit auch ganz einverstanden, denn das Buschleben war offensichtlich nichts für ihn. Der Urwald und die wilde Fangstämme hatten wohl etwas Bedrückendes, Unheimliches für ihn. Fürs erste gab es noch genug für ihn zu tun: Photographieren, Wegaufnahmen, die für ihn zugleich eine Vorübung sein sollten, wenn er weiter nach Osten vorstossen würde. Ich beabsichtigte nämlich, in kleineren Expeditionen, die ein-

6-29 November 07

mal ich, einmal er führen sollte, das weitere Pangwe-
gebiet zu erkunden. So wollte ich den oberen Welle
und ~~der~~ den östlich gelegenen Teil des Fanglandes in
das französische Gebiet hinein ~~kennen lernen~~ erfor-
schen. ~~[illegible]~~ Schon am 20 November entsandte
ich ihn ~~nach~~ ins Omwangland mit dem Bül: Agon-
zewai. Leider sollte diese Expedition zu einer krie-
gerischen Verwicklung führen. Während ich die Post fer-
tig machte, die auch an diesem Tage abgehen sollte, mar-
schierte er los, begleitet u. a. von Nkantanga und noch ei-
nem oder zwei Soldaten. Spät abends, als ich schon im
Bette lag, erhob sich einiger Lärm, Schritte wurden laut
und als ich herauskam – war es Tobelmann, der mit den
ganzen Leuten wiederzurückkam – zu meinem höchsten
Erstaunen und Mißvergnügen. Er erzählte, dass er
unterwegs in dem Omwangdorfe Bebai, als er gerade
beim Mittagessen gewesen sei, angegriffen worden sei:
Es seien Wurfstücke durch die Gegend geflogen. Die
Soldaten seien dann hinter das Dorf gegangen, um
das Terrain von Feinden zu säubern, wobei 1-2 Mann

gefallen seien. Einen Gefangenen hatten sie mitgebracht. Diese höchst unerquicklichen Nachrichten fielen mir ein wenig auf die Nerven, denn ich sagte mir schon, dass ich unter Umständen einen regelrechten "Buschfight" zu führen ~~Hütte~~ haben würde. Durch Alenleute liess ich die Leute von Debai auffordern, binnen 14 Tagen eine Strafzahlung zu leisten und zu mir nach Nkolentangan zu kommen.

Am 28 November 07 hatte ich wieder Besuch von einem Faktoristen und diesmal von Herrn Richter aus Akam. Er schlief bei mir und marschierte am 29 November wieder ab. Es schien also, als ob ich das Land für den Kautschukhandel erschlossen hatte, was mir eigentlich keine angenehme Perspektive war.

30 November 07 Heute brach ich zu einer kleinen Erkundungsreise an den Uelle auf, während der Herr Tetelmann die Stationsarbeiten beaufsichtigte. Es ging zuerst auf vorzüglich gereinigtem Wege bis Mintschimetuem, dann über Tjone, wo Mittagsrast abgehalten wurde, nach Nzemeleen, wo ich schlief.

(Dezember 07) (Sonntag)

Von Nemalun aus machte ich morgens einen kleinen Ausflug auf einen Hügel, der das Dorf beherrscht. Oben war er statt mit Busch mit verwilderten Ananas bewachsen. Ich nannte ihn deshalb den Ananashügel. Leute aus dem Dorfe Ikoy, das auch vom Hügel aus sichtbar war, hatten mich begleitet und bauten mir ein Schutzdach aus Blättern, unter dem ich Mittagsrast abhielt. Leider wurde der sonst so paradiesische Aufenthalt durch Tausende der kleinen Schweissbienen gestört, die sich in Westafrika ausgerechnet an den schönst gelegenen und schönsten Punkten einstellen und jeden Genuss der Natur ~~und~~ zu einem leidvollen machen. Aber die Aussicht war herrlich. Zu unseren Füssen lag das Dorf Nemalun, in das man tief hineinsehen konnte. Der Horizont war von Süden über Westen nach Norden frei. Auf der nicht sichtbaren Seite aber lag das Loangogebirge, das ich (diesem Platz) verglich mit Uetliberg. Ich dachte, dass die Aussicht von hier vielleicht noch grossartiger sein würde, als von Uetliberg, wenn ~~es~~ nach allen Seiten freie Sicht vorhanden wäre. Nachdem ich auf der Gipfel

noch ein paar mir neue Blumen gepflückt hatte, an deren
Gestalt und Farbenpracht ich mich begeisterte, als ich ge-
mütlich beim Mittagessen war, ging es wieder hinab und
von Ntemeleun gleich weiter über Wakekiai ~~[illegible]~~
nach Eseon (Seon), wo ich Herrn Richter wiederantraf,
der hier mit der Errichtung einer kleinen Faktorei be-
schäftigt war. Später mit Herrn Richter weiter nach
Akam, wo wir schliefen.

2 Dezember 07 (Montag)
Von Akam wanderte ich – nunmehr wieder allein,
Herr Richter war in Akam zurückgeblieben – über Ebebla-
be nach Masseng am Nelle. Von hier setzten wir in
einem neuen grossen Kanu, das auf meinen Wunsch
hier angefertigt war, über den Fluss. Wie anders ging
das Übersetzen jetzt, wo ~~wir~~ ich mit allen meinen Begleitern
im Kanu Platz fanden, als damals, als ~~wo~~ ich auf der
schwanken Nussschale ~~[illegible]~~ über das Wellenmeer gepaddelt wurde.
Dann ging ich auf den Hügel, wo mein Haus mich wieder
begrüsste. Alles Ungemach, was ich seit zuletzt hatte, war
wieder vergessen. Mein Herz schwelgte wieder in Hochgefüh-
len und begeisterte sich an dem prächtigen Ausblick auf

das schöne Land – auf mein schönes Land. Bei näherer Besichtigung zeigte es sich auch, dass alle Gebäude noch verhältnismäßig gut erhalten waren, mein Haus am besten. Unbegreiflich – es steht nichts davon im Tagebuche – fasste ich hier den Entschluss, wieder hierher zu ziehen, wenn die Sache in Nkolentangan nicht mehr gehen sollte. Offenbar steckte und steckt noch in mir ein gewisser Trieb, mich zu verändern. Dieser Trieb beruht aber keineswegs auf Neuerungssucht, wie man leicht denken könnte, sondern auf meiner Empfindlichkeit, die etwa der des Wildes zu vergleichen ist, das sich leicht von einem sonst so lieben u. schönen Platze "vergrämen" lässt. Nach kurzem Aufenthalt ging es zurück, über den Fluss nach Massong und dann noch bis Nzamenkan.

3 Dezember 07 (Dienstag) Nun auf neuem Wege, der leider nicht aufgenommen werden konnte, weil meine Uhr zerbrochen war, nach N'Nkan. Der Übergang über den recht angeschwollenen Bimfille dauerte ziemlich lange, da nur ein elender Floss vorhanden war. Auf der anderen Seite ging es auf schreck-

lichem Wege weiter durch 3 Dörfer (Ndedenga, Mintschimitum, Masdok) nach Bisdiesd, wo wir um 6 Uhr eintrafen.

4 Dezember 07 (Mittwoch) Heute auf dem mir bekannten Wege nach Nkolentangan, wo wir um 11 Uhr eintrafen.

5 Dezember 07 (Donnerstag) Die Frist, die ich den feindlichen Omvangleuten von Bebai hatte gestellt, um sich zu unterwerfen, war abgelaufen. Ich ~~gab~~ machte aber trotzdem einen letzten Versuch, die Sache zum friedlichen Ende zu bringen, indem ich einen neuen Boten aus Nsalang (wo offenbar verwandtschaftliche Beziehungen zu den Omvangs bestanden) nach Bebai schickte. Er sollte die Omvang mahnen und versuchen, ihren Trotz zu brechen, wofür ich ihm reichliche Geschenke in Aussicht gestellt hatte. Zugleich übergab ich ihm für den Weigerungsfall die "Kriegserklärung", die den Leuten zeigen sollte, dass es sich nicht um eine neue Herauszögerung handeln konnte. Es war eine schriftliche Erklärung, an die mit einem Bindfaden eine Patrone befestigt war. Da ich meine Pangwe kannte, so liess ich den Mann ~~mit~~ ziehen, obwohl ich (wenig Hoffnung hatte, dass ~~er~~ er eine friedliche Regelung in die Wege leiten könnte.

So begann ich mich aber jetzt, wenigstens geistig auf den Kriegszug vorzubereiten.

6 Dezember 07 (Freitag) Richtig kam der Bote zurück, ohne das Geringste erreicht zu haben. Im Gegenteil – die Omurangu waren so frech gewesen, dass alle Stadtleute, vor allem Bakon, und auch die Nsosolangleute wieder darin einig waren, dass ich handeln müsse. Mir wurde auch unverblümt angedeutet (die Neger kennen ihre Schwächen ja selbst sehr gut), dass meines Bleibens hier nicht länger mehr sei, wenn ich mir <u>das</u> gefallen liesse. Die Omurangu hatten sagen lassen, sie kehrten sich nicht an mich und noch das Schlimmere, was man garnicht recht auszusprechen wagte – so ungeheuerlich war diese Beleidigung. Aber so hintenherum bekam ich leicht heraus, was es gewesen war: sie wollten mir meine Mannheit abschneiden und im Versammlungshaus aufhängen. Mir war es ganz klar, dass ich das viele herbeigeströmte Volk nicht entlassen konnte, ohne dass sie versichert waren, es würde eine exemplarische Strafe die schuldigen Omurangleute treffen.

7 December 07 – In der Hauptsache mit Vorbereitungen zum Kriegs-
zuge beschäftigt.

8 December 07 Mein Kriegsplan war der, das Dorf Bebai in aller
(Sonnabend) Frühe anzugreifen, wenn noch alles in den Häusern war. So
u. 9 December 07 musste ~~ich~~ die Nacht hindurch marschiert werden. Eine grössere
(Sonntag) Begleitung von Handleuten, die natürlich alle zum Plündern
mitwollten, lehnte ich ab, jedoch suchte ich mir eine ganz
kleine Anzahl von Leuten aus, darunter auch einen [illegible]-
schwarzen Angestellten einer Faktorei; ich glaube einen Freun-
de, der durchaus mit uns wollte. Ich hielt meinen Begleitern
eine Rede, in der ich sie ermahnte, ja nicht vor die Front
zu laufen – denn ich wusste allmählig, zu welch unglaub-
lichem Leichtsinn die Kriegslust und Plünderungswut die
Schwarzen führt. Zur Sicherheit bekamen alle meine Be-
gleiter einen Streifen weissen Zeuges um den rechten Arm,
so dass sie von der ~~F~~ feindlichen Partei unterschieden
werden konnten. Dann, nachdem ich die Patronen verteilt
hatte, gingen wir – zwei Weisse, die 5 Soldaten und noch
einige meiner Jungen los – um 9 Uhr ab. Offen gingen
wir durch Alen, wo ja doch alles von unserem Vorhaben wussten.

Es war ein fürchterlich anstrengender Nachtmarsch, wie ich noch nie einen gemacht hatte. Durch alle Dörfer, die wir von nun an trafen, ging es ganz leise auf Zehenspitzen (— die Kisten mussten getragen werden, da unsere [illegible] schlapp gemacht hatten —) und wir waren oft in grosser Gefahr, gehört und erkannt zu werden. Dies wäre besonders deshalb unangenehm geworden, weil man sicher irgend ein Schwarzer aus dem Dorfe vorausgelaufen wäre und die Bezirksleute gewarnt hätte. Aber glücklich kamen wir ungestört durch alle Dörfer auf der Strecke – Malen, Maane-Ellen und Mvierdok. Im letzteren war die Vorsicht am nötigsten, weil das Dorf auch zur Sippe Omvang gehört und wir sicher verraten worden wären. Aber Gott sei Dank lag alles in tiefstem Schlaf. Als wir uns zwischen Mvierdok und Bobai etwas am Wege ausruhten, überfiel mich die Müdigkeit des Schlafes so, dass ich die grösste Anstrengung zu machen hatte, um dagegen anzukämpfen. Leider war aber nun der Marsch mit uns beiden Weissen doch nicht so schnell vor sich gegangen, wie die Schwarzen, meine Leute, die den Weg kannten, berechnet hatten. Jedenfalls graute schon

der Morgen zu meinem Ärger, als wir noch immer nicht in der Nähe des Dorfes sein sollten. Erst gegen 7 Uhr kamen wir in die Nähe. Alles wurde nun vorbereitet. Ich ging voran, dann kamen die Soldaten und Jobelmann am Schluss. Ich wollte ganz unversehens im Dorfe erscheinen, um gleich in die Häuser einzudringen und die Leute, die drin waren, sofort heiter zu Gefangenen zu machen. Auch jetzt wäre dazu noch Zeit gewesen, aber leider gelang das nicht, denn kaum hatte ich die kleine Anhöhe bei den ersten Häusern gewonnen, da kam mir auch schon ein Mann entgegen. Es blieb nun keine Wahl mehr. Ich schoss – und meine Kugel streifte den Ärmel, den es zerriss, so dass der Mann im schnellen Fortlaufen noch sein Kleid festhalten musste. Ich kann gestehen, dass ich nach dem Schuss über dies Ergebnis fast ein wenig erfreut war, jedoch hatte ich keine Zeit, irgendwas zu denken, denn nun stürmten auch schon meine Soldaten und Jobelmann blindlings in das Dorf, wo selbstverständlich die bereits wachen Leute durch die Hintertüren Reissaus nahmen, so dass das Dorf in einem

Augenblick wie erstorben schien. Im Vordringen aber rissen die Soldaten mit bereitgehaltenem Gewehr die Türen auf, um jedem Überfall gewachsen zu sein. Ich drang mit den beiden Leuten am weitesten vor, wir liefen unter den Wällen, ich an der rechten Häuserseite entlang und kaum sah ich nach links, als sich plötzlich hinter einer Tür ein Mann mit einer Flinte zeigte und ehe ich überhaupt rufen konnte, schoss Ayoa auf den Menschen los – eine weisse Binde um den Arm hatte. Da war doch wahrscheinlich der Mann hinter der Häuserreihe vor die Front gelaufen, von hinten in das Haus getreten, um zu plündern. Zuerst bekam ich einen fürchterlichen Schreck, eigentlich besonders wegen der Blamage, die es auch in den Augen der Eingeborenen sein musste, dass wir anstatt einen Feind unseren eigenen Mann umkommen lassen. Mir fiel aber ein Stein vom Herzen, als der Mann – es war der Faktorist, den ich für den Vernünftigsten gehalten hatte, auf Befragen mit ziemlicher Sicherheit behauptete, er würde nicht sterben, obgleich er mitten durch die Brust geschossen war. Es war also nur ein Lungenschuss.

Als wir am Ende des Dorfes am Versammlungsplatze an-
kamen, sahen wir hier eine männliche Leiche aufgebahrt;
und Ntuntanga sagte, das sei derjenige, den er im Busche
getötet hätte, als die Expedition Totelmann überfallen
sei. Inzwischen hatten alle die Hilfsleute die Häuser ge-
plündert und kamen mit vielen Körben mit Sachen an.
Ich hatte ihnen darauf gestattet, von allem Eingeborenenbesitz
d.h. einheimische Kulturgüter, mitzunehmen und zwar im
Austausch gegen diese dürften sie die vorgefundenen
Gewehre, Stoffe, Perlen nur behalten. Die Soldaten in
dem einmal angestachelten Trieb zu vernichten, wollten
noch hinter die Häuser und den Feind dort aufsuchen,
aber ich sah nun plötzlich klar, wie wenig doch unsere
paar Leute ausmachten, waren doch noch andere Dörfer
(auch zu Bekai gehörig)
hinter diesem ersten, die ich ungestört liess. Denn ich
sagte mir, dass es sich nur darum handelte, den Bekai-
leuten eine Lehre zu erteilen und vor allem zu vermeiden,
dass sie uns irgend eine Schlappe gäben. Der Tod eines
meiner Soldaten musste die Feinde zu ausserordentli-
chem Mute ermutigen. Ausserdem hatte ich Pech mit den

Faktoristen mich sehr mitgenommen. Ich liess also nur das Dorf in Brand stecken, und wir blieben so lange wie die beiden Reihen in Flammen standen. Die Faktoristen mussten zwei der Begleitmannschaften tragen, die zu ihren Leuten ihre Kiste mit Sachen zurücklassen mussten. Es war auch höchste Zeit, dass wir fortkamen, denn es war vor Hitze kaum mehr auszuhalten. So bildeten wir eine Schlange, wie der Marsch sie vorschreibt, Mbojen musste voraufgehen, was er nicht sehr gerne tat, dann kam ich, Sotelmann bildete den Schluss. So kehrten wir auf dem Wege zurück, den wir gekommen waren – ich, offen gesagt, in nicht sehr gehobener Stimmung. Plötzlich knallte es zu unserer Linken und die Gewehrkugel zischte über uns, die wir uns sofort bückten, hinweg. Natürlich gaben wir sofort eine Salve in den Busch hinein, dahin, wo das Feuer aufgeblitzt war, wagten uns aber nicht zu zerstreuen. Dann ging es mit entsichertem ~~[illegible]~~ Gewehr weiter. Mbojens Augen suchten den dichten Busch zu durchdringen und auch ich schielte nach links und rechts, ob sich vielleicht etwas Verdäch-

tigen zeigte. Aber nichts geschah. Nach einiger Zeit ka-
men wir an ein sumpfiges Gelände und unsere Schwarzen
sagten, dass die Leute hier einen günstigen Platz zum Über-
fall hätten, wo sie uns möglicherweise wiederum behindern
würden. Um den Kerls zu zeigen, dass wir auf der Hut waren,
liess ich hier eine Salve in den Sumpf geben. Wir kamen
aber unangefochten nach Maisahok, dessen Bewohner
sich - trotzdem und Omwang - ruhig verhielten. Von
alten Bekaba, Usaramedulen, Koriale nach Haus zurück.
Ich hielt den ganzen "Kriegszug" für alles andere als
einen bewährten Erfolg - war doch mein ganzer Plan miss-
glückt. Wir hatten weder dem Feinde Verluste an Menschen-
leben beigebracht, noch auch Gefangene gemacht - dafür
einen der Unsrigen - freilich einen [illegible] - durch
die Brust geschossen. Das Ganze schien mir stark an
ein Theaterstück zu erinnern. Es tröstete mich nur, dass
meine Leute ganz allgemein der Ansicht waren, dass sie
Kolossales geleistet und einen unbestrittenen Sieg er-
rungen hätte. Möchte das auch etwas übertrieben sein -
immerhin zeigte es mir, dass in den Augen der Eingeborenen

– und darauf kam ja Alles an – die Strafexpedition als geglückt und allein Ehre als wiederhergestellt galt. Nachdem ~~ich~~ wir den Verwundeten, so gut wir konnten, behandelt hatten und auf einen Wagen nach zum Medizinmann von Vasilang geschickt hatten, nahmen ~~ich~~ wir ~~das~~ unser vollkommenstes Mittagessen zu uns. Ich ging dann, vorwegenweise ich nicht, in das Bruyhaus bei der Kirche und sank auf Schokos von Nyras Bett einfach hin und weg von ich. So geschlafen wie hier habe ich nur einmal wieder – viel später während des Krieges an einem Cocktailsonntag in Jaunde. So ein Schlaf ~~war~~ ist einfach ein Genuss, den man – ich möchte sagen – sogar im Schlafe spürt. Es war, als ob ich sanft hinabsank weit unter die Erdkugel in den Weltenraum hinein, immer weiter immer weiter. (Lange lag ich so – es schien mir eine Ewigkeit –) Ich fühlte dann im Traum, wie ich langsam wieder heraufgezogen wurde, immer weiter herauf, bis ich die Erde unter den Füssen hatte und – kerzengerade auf Schokos Bett gelandet war, wo mich zwei Schwarze umfasst hatten und mich durch den Ausruf: Massa!, Massa! gänzlich wieder ins Leben zu rufen suchten. Die anderen

Jungs standen dabei und lachten sich schief, denn Herr Zobelmann hatte gesagt, sie sollten mir Wasser auf den Kopf giessen. Sie hätten aber seit geraumer Zeit versucht, mich wach zu bekommen. Endlich war ich soweit, dass ich mich erheben konnte – noch immer von behaglicher Wärme erfüllt – so köstlich war dieser Alkoholrausch gewesen. Noch nie hatte ich einen ähnlichen Genuss gespürt. Auch Herr Zobelmann bestätigte mir lachend, dass mich die Jungs garnicht hätten wach bekommen können. Ich grollte aber, dass er mich nicht hatte weiter schlafen lassen. Es war, glaube ich, zum Abend gegangen und Herr Zobelmann hatte gemeint, dass ich nicht um meinen Kaffee kommen wollte.

9 Dezember 07 (Montag) Die Kriegsbeute wurde nun besichtigt und die vielen völkerkundlichen Beutestücke katalogisiert. Es kamen viele Leute aus den umliegenden Dörfern, um zu hören, wie der Kriegszug verlaufen war (meine Leute durften hier aber ordentlich prahlen) und zugleich ihre loyale Gesinnung zu zeigen. Um den Unzufriedenen zu zeigen, dass ich sie noch ganz anders auf die Knie

zwingen würde und könnte, stellte ich diesen Zug nur so als Erkundungsexpedition hin, der nunmehr der eigentliche Strafzug folgen würde. Ich konnte das auch mit unverfrorener Natürlichkeit, als ich selbst nicht glaubte, dass die Bokaileute schon genug hätten. (Wenn ich dies auch herzlich hoffte, war mir diese ganze Affaire doch höchst unangenehm, da ich mit den Leuten friedlich auskommen musste, um etwas schaffen zu können).

10-23 Dezember 07

Schon am nächsten Tage wurde mir die freudig begrüsste Botschaft, dass die Omurongo alles bedauerten, zahlen und Frieden haben wollten. Sie hatten sich an den Häuptling von Nasalang herangemacht uns diesen Wunsch zu vermitteln. Offenbar waren sie ganz klein geworden, denn die Nasalangleute und besonders der Mann, der damals vermitteln sollte und durch die "freche" Antwort der Bokaileute selbst schwer beleidigt war (natürlich, weil es von die Gedanke gekommen war) brachten durch einen gewissen Spott und anzügliche Redensarten ihren Triumph zum Ausdruck. Ich schrieb den Bokaileuten als Bedingung vor: 25 Schafe u. Ziegen, 25 Hühner und

25 Leute, die Lasten an die Küste tragen sollten. Man wollte mir sofort zahlen. Und schon ein oder zwei Tage später kam eine Gesandtschaft mit Schafen u. Ziegen und Hühnern. Es fehlte, glaube ich, noch eine Kleinigkeit und vor allem die Leute, die ich ja auch erst zum 20 Dezember brauchte. Die Leute hatten auch den Zettel mit der Kriegserklärung und der Patrone getreulich wieder mitgebracht und wollten ihn mir einhändigen. Aber ich wollte etwaigem Übermute, der sich im Bezirksverhalten der Leute äussern könnte, vorbeugen und erklärte, dass ich natürlich nichts Feindliches gegen sie unternehmen würde, sofern die Träger gestellt und alles in Ordnung gebracht würde. Aber die Bezirksleute waren damit nicht zufrieden, sie hatten jetzt eine Heidenangst. ~~Warum~~ So besuchten sie wieder mit dem Häuptling von Nsailang, der sich sicher gehörige Anwaltskosten berechnet hat. Er wurde noch mal vorgeschickt und stellte mir vor, dass die Leute ~~solche~~ grosse Angst vor mir hätten, wenn ich dieselbe Patrone nicht wieder zurücknehmen würde. Und dann wüssten sie sicher, dass ich nicht einen neuen Überfall plante. Nachdem ich so die Bezirksleute ein wenig

10-23 Dezember 07 hatte Zappeln lassen, erklärte ich mich zur Zurücknahme bereit, aber erst, nachdem der Häuptling von Nasileng sich persönlich für die Gestellung der Leute und gänzliche Zahlung der Kriegskosten verbürgt hatte. Das war etwas ganz Ungewöhnliches und ein Beweis, wie sehr die Bebaileute genug hatten. Als die Gesandtschaft gegangen war, sprachen Zobelmann und ich uns aus und waren einig, dass wir doch einen Bombenerfolg gehabt hatten.

Am 17 Dezember kam Herr Fischer aus Ngoa zum Besuch. Ich lernte in ihm einen feinen, famosen Menschenkenner, mit dem ich noch lange Verbindung hatte. Er blieb auch noch den 18 Dezember hindurch. Dann liess ich die Leute von Bebai zum Tragen der Lasten aufbieten, machte alles fertig und schickte alle bisher gemachten Sammlungen zoologischer, botanischer und (u. die photogr. Platten (etwa 35)) völkerkundlicher Art an die Küste. Am 20 Dezember ging die Karawane los.

So war alles in bester Ordnung. Ich fühlte mich froh, dass ich wieder in meiner schönen Heimat war und ~~aus~~ dem "winterlichen" "Sommer" Deutschlands entflohen.

über mein eigenes Leiden. Schon im Briefe vom 18. Dez. 07 berichtete ich an Mutter, dass meine Darmleiden-bedingenden Durchfälle wieder aufgetreten sind.* Wie mich dieses Leiden niederdrückte, zeigt die Bemerkung: "Ob ich mich unter diesen Umständen 2½ Jahre hier halten kann, ist mir zweifelhaft." Ich wusste wirklich nicht, ~~woran~~ was die Ursache der Krankheit, ob das Wasser oder was. Aber die Beobachtung hatte ich gemacht, dass es auf Reisen stets besser ging. Um mich zu stärken, beschloss ich ein wenig zu turnen. So liess ich ein Reck errichten und zwei Hanteln aus dem leichten Holz des Schirmbaumes (Musanga) machen. (siehe Bild 29)
Am Abend machte ich dann meine Übungen. Natürlich nützten sie nicht viel, da sie nicht systematisch genug betrieben wurden und ausserdem die Stämme so bald austrockneten und brüchig wurden, dass die Übungen immer lebensgefährlicher wurden. Bald unterblieben sie auch ganz. Mit dem Baden war es auch nicht weit her. Meine Bank war an einem kleinen Wasserloch errichtet, das nur während der Regenzeit benutzt werden konnte. In der Trockenzeit musste ich bis zum Bimpille gehen.

* Wahrscheinlich Amöbenruhr!

10-23 Dezember 07 Während mich der Wille aufrecht und arbeitsfähig erhielt, gab sich der offenbar gänzlich willenlose Jobelmann seiner Krankheit so hin, dass er immerfort klagte und nur den Wunsch hatte, an einen besseren Platz zu kommen. Er litt im Dezember wieder viel an Fieber und an einer Magenkrankheit. Darum beschäftigte ich ihn viel zu Hause und mit dem Zeichnen von völkerkundlichen Gegenständen, da ich nichts anderes für ihn zu tun hatte. Ich sah schon jetzt mit Sorgen die Unfähigkeit des verweichlichten Stadtkindes und machte ihn jetzt schon mit meiner Befürchtung vertraut, dass ich auf seine Dienste verzichten müsse, wenn das nicht besser würde. Er sah auch alles ein und schien nicht ganz ungern dem Urwalde entfliehen zu wollen, der ihm unheimlich und finster vorkam.

24 Dezember 07 Weihnachten hatte ich denselben Schmuck mit Palmwedeln und Farnkraut, wie im vorigen Jahr, dazu die Illumination. Aber diesmal erklangen die Weihnachtslieder aus dem Phonographen. Ich hatte sie bis heute aufgespart. Die Jungen sangen sogar: Stille Nacht, heilige

Nacht mit. Ngoa, der auf der Mission so [illegible] das Lied wohl oft gesungen hatte, hatte es mit ihnen vorher eingeübt. Die feierliche Beleuchtung, der Weihrauchduft, der das Haus durchzog, stimmte uns ganz feierlich. Auch die Leute schienen gehobener Stimmung zu sein: die Soldaten hatten alle ihre Geschenke bekommen, während [illegible] und auch die übrigen empfingen neue Lendentücher. Wir beiden Weissen erschienen in Weiss und leerten beim Abendessen eine Flasche Sekt auf das Wohl unserer Lieben zu Hause. Abends hatten wir beiden Weissen Fieber.

25 Dezember 07. ~~Hause.~~ Die Flasche wurde am anderen Tage ausgeschossen. 2 Hemden waren als Preis ausgesetzt, aber keiner der Soldaten traf sie, zuletzt holte ich mir die Hemden ins Lager zurück, denn ich hatte die Flasche mit meiner allerdings vorzüglichen Pürschbüchse getroffen.

26 Dezember 07. Ich machte mich fertig zu einer Reise den Dimpfolle hinauf, um diesen Fluß bis zu seiner Quelle aufzunehmen, und völkerkundliche Studien zu machen. Abends waren alle Lasten gepackt.

27 Dezember 07. Um 6 Uhr morgens wurde zum Aufbruch geblasen (aber nur mit dem Munde). Herr Jobelmann blieb auf der Station zurück. Ich machte gleich einen tüchtigen Marsch über Tho-

Boniale, Kiodmedulu, Mantumu, Kriendok, wo ich damals auf dem Kriegszuge gegangen war. Der Zweck war auch mit, den Leuten zu zeigen, dass ich ~~aufgesetzten~~ den Durchzug, den sie mir damals verweigerten, tatsächlich durchführte. Der Weg war gut gereinigt, von Kriendok an war eine breite Schneise durch den Wald geschlagen. Die Bebaileute oder Abgesandte von Bebai erwarteten mich schon ~~[illegible]~~ gleich hinter Kriendok. Sie waren so zutulich, dass man sie um den Finger wickeln konnte. Über den Sumpf waren Brücken geschlagen, oder der Weg war um ihn herumgeführt. Die Abgesandten scharwenzelten um mich herum, dass es beinah lästig fiel. ~~An~~ bei den kleinen nassen Stellen, die voll vom Regen gekommen waren, stellten sie sich mächtig an, sie wollten den Schmutz von meinen Stiefeln abkratzen, was ich mir aber verbat. Jedoch konnte ich es nicht hindern, dass sie allemal meinen Spazierstock mit den Händen säuberten, wenn er mal in eine weiche Stelle eingesunken war. Diese Liebedienerei war aber nicht zu verachten, liess mich aber gutes für die weitere Expedition erhoffen, denn nach diesen Anzeichen zu urteilen, musste

mein Ruf auch weiter bis ~~ins~~ das Herz des von einem Reisenden noch nicht berührten Landes gedrungen sein. (Die Kosten von Neumann liegen ziemlich weit südöstlich, vermutlich ist dieser Reisende, den ich nicht kenne, auch nach mir gekommen). Meine Leute hatten grosse Angst davor hier in Bebai vergiftet zu werden, sie beschworen mich, hier nichts zu essen und gleich weiter zu marschieren. Das beabsichtigte ich auch und darum waren wir auch früh fortgegangen. Wir ruhten uns der Träger wegen ein wenig in dem zweiten, hinter dem verbrannten Dorfe liegenden Dorfe aus. Der Häuptling bat mich hier ganz klein, ob ich erlaubte, dass das Dorf wieder aufgebaut werden könnte. Ich liess ihm sagen: Ja. Nun ging es weiter bis Wandakam, wo wir Mittag machten. Es war ein Schmutzdorf. Wir gingen nach dem Essen bis zum Dorf Okavong (Tam. Gkuk). Hier war ein idyllisches Bad am Molo das schönste Ereignis des Tages.

28 Dezember 07 Heute weiter über Maschik nach Benok. Schon unterwegs hatte man einen schönen Blick auf einen ziemlich steilen, teilweise mit Gras bedeckten felsigen Berg.

Dabei kam mich wieder die Lust an, ihn zu besteigen. In Benok liess ich mich denn auch häuslich nieder. Gegen 11 Uhr war ich soweit, mit einigen meiner Leute und einigen Führern los zu gehen. Dummerweise führten die mich – wohl in Folge irgend eines Missverständnisses – erst auf einen falschen Berg. Der war ganz bewaldet, aber auf der Höhe lagen riesige zerklüftete Felsbrocken, zwischen denen d. Leuten in Kriegszeiten sich verbargen. Besonders fiel mir ein prächtiger, weit überhängender Fels auf der Westseite des Berges auf. Vielleicht hatten die Dorfleute gedacht, ich wollte diese Felspartien in Augenschein nehmen. Es war schon spät am Nachmittage, als die Leute mich endlich auf mein stetes Drängen auf den von mir auf dem Wege nach Benok gesichteten Berg führten. Es hiess, dass noch niemand diesen bestiegen haben sollte.

Endlich wurde mein Wunsch erfüllt. Der Wald vor uns wurde lichter, wir stiegen weiter an und nun mit einmal, wo der Wald aufhörte, ging es sehr steil aufwärts. Das Gestein, das hier zu Tage lag, hatte aber Risse und darauf wuchsen Grasbüschel, sodass es mit [illegible]-

me einigen Stellen nicht schwer war, höher zu kommen. Mit
jugendlicher Begeisterung strebte ich aufwärts, an den
Seiten sah ich schon über den Wald, aber erst etwas höher
stellte ich mich um und genoß eine herrliche ~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ Fernsicht, von auch nur oben über die Wipfel
der höchstehenden Bäume hinweg und an den Seiten durch die
Flanken des Berges begrenzt. Aber kaum wollte ich anfan-
gen, mich dem großartigen Bilde hinzugeben, da fing
die ganze Gegend an, sich zu wiegen und zu drehen und zu-
letzt in tollem Wirbel zu kreisen. Ich habe nie wieder ein so
schlimmes Schwindelgefühl gehabt. Es blieb mir nichts
anderes übrig, als Schoh heranzurufen, der mit dem Führer
und Wamcke, einem meiner Jungen, in der Nähe war. Er kam
gerade rechtzeitig, ehe sich mein ~~eigener~~ Kopf selber an zu drehen
fing. Denn nun legte ich ~~meinen Kopf~~ ihn in ~~seinen~~ Schoh's Schoß
und verblieb fast eine Viertelstunde in dieser Gegend. Das
war zwar nicht sehr angenehm, denn die Wegen würden im-
mer nach Schweiß, denn die Kleider anhaben, aber schließlich
beruhigten sich meine Nerven und ich konnte langsam wieder
frischere Luft an zu atmen. Die Lust, noch höher zu klettern,

hatte ich aber für heute verloren – war es doch auch schon ziemlich spät. Als ich nun aber noch unten kletterte, merkte ich doch, daß diese Gegend viel steiler war, als mir ~~erst~~ anfangs geschienen hatte. Man mußte sich stark zurückbiegen, um nicht vornüber zu fallen und an einigen Stellen stürzte der Fels senkrecht ab. Mit den anderen, die unten warteten, ins Dorf zurück. Den Abend genoss ich einen im Waldlande ausnahmsweise schönen und klaren Sternenhimmel.

29 Dezember 07 (Sonntag)

Der Gedanke, daß ich den Berg nicht bezwungen hatte, sondern eher er mich, ließ mich einen neuen Angriff mit denselben Leuten versuchen. Die Leute sagten mir, sie wüßten mir eine weniger steile Stelle zeigen, von der man den Berg besteigen könnte. Mit einmal ging es also doch. Wir kamen an derselben Stelle wie gestern, gingen dann aber nach Norden zu herum und begannen den Anstieg an einer weit bequemeren Stelle. Mir ging es ein ganzes Stück durch dickes, niedriges Melastomataceengebüsch, durch das wir uns hindurchschlugen. Dann kamen wir bald auf den Rücken

unterhalb der Spitze, von wo aus man die beste Aussicht hatte. Für mich war der Blick in die Tiefe ein herrlicher Genuss – unter mir fiel der Bergabsturz ab, dann die weite Fläche des grünen Waldes und im Hintergrunde überall blaue Kuppen, die wie in greifbarer Nähe vor uns aufragten. Über das Ganze legte sich die sanfte Tönung der tropischen Waldluft, die keine scharfen Umrisse duldet. Staunend blickte ich auf den gewaltigen, einzigen Urwald, den ich so liebte mit allen seinen grossen und kleinen Wundern darin. Selbst meine Schwarzen waren von dem grossartigen Bilde begeistert – und das will sehr viel heissen. Wir gaben hier auch einige Schüsse ab, die ein selten kräftiges Echo erweckten. Unten aber im Dorfe sahen wir die Leute auf dem Dorfplatz stehen, und uns mit den Augen suchen. Natürlich war das Fernglas, das mir Oheim Christian geschenkt, ein treuer und lieber Begleiter, der mir so manches enthüllte, was mir sonst verborgen geblieben wäre. Nur, um auch auf der Spitze gewesen zu sein, kletterte ich in dem dichten Bergwald hoch – von Aussicht etwa nach der anderen Seite

war aber nicht die Rede. Nachdem ich die 1 Dose Kalifornische Früchte zu Mittag gegessen hatte, ging es darauf, diesmal an einer steileren Stelle. Das Gras war hier so reich und die Stelle so steil, dass man sich auf den Hintern setzen und wie die Jungen auf der Schlittenbahn, hinabgleiten konnte, wenigstens grossenteils. Dabei sah ich noch manche interessanten Pflanzen, die ich noch nicht kannte, besonders Orchideen und Amaryllidaceen(?). Auch eine mir neue Precisart sah ich.

Dieser Tag war ein herrlicher, lustiger Tag, ein Tag wie ich ihn liebe, unter dem afrikanischen Gluthimmel. Tag, da konnte man sagen, denn die Sonne brannte tüchtig auf die Felsen nieder.

Ich hoffte, einmal wieder hierherzukommen, um Pflanzen und Insekten dieser Grasflächen systematisch zu sammeln. Es ist aber nie dazu gekommen.

30 Dezember 07 (Montag) Über verschiedene Dörfer ging es bis zum grossen Sennwambdorfe Njob, wo ich schlief. Gleich hinter den Häusern wuchs aus dem Urwald ein säulenförmiger Felsblock auf. Dies war der südlichste Punkt meiner

Expedition und mit den Reisen im Innern des Schutzgebietes überhaupt. Von hier aus ist der Welle gemacht voll. Das sah ich später aber erst auf der Moisel'schen Karte. Hätte ich das damals gewusst, hätte ich versucht, ihn zu erreichen.

31 Dezember 07 (Dienstag) Übrigens war die ganze Gesellschaft von Tungo hier noch recht wild und unzugänglich. Ich hatte bisher immer einen Boten aus dem letzten Dorfe vorausgeschickt, der mich anmelden musste, so dass die Schwarzen von meinen friedlichen Absichten unterrichtet waren. Heute in Njeb konnte ich nicht gleich einen bekommen und in der Meinung, dass es wohl einmal so ginge, marschierte ich ab nach Ewiungu. Unterwegs gabelten wir noch einen fremden Fang auf, der eigentlich dorthin unterwegs war. Wir veranlassten ihn, ein wenig zu seinem Missvergnügen, mitzugehen und uns im Dorfe anzumelden. Das war sehr gut, denn wer weiss, wie die Sache sonst abgegangen wäre. Jedenfalls trafen wir bei der Ankunft zwei Leute im Versammlungshaus, die ihre Flinten ebenso bereit auf uns gerichtet hielten. Mit Hilfe des fremden Mannes gelang es mir zwar, diese Leute zu beschwichtigen, aber

es sah doch sehr unruhig aus. Schnell wurde das Mittag fertiggestellt, aber es lag etwas in der Luft. Die Sache sah sogar zeitweise sehr schlimm aus, denn die Männer hatten sich im Versammlungshaus mit ihren Gewehren bewaffnet, eingefunden und zeigten sich wenig vertrauenerweckend. Es war klar, dass wir etwas gegen uns planten, und ich war froh, als wir diesen unfreundlichen Platz im Rücken hatten. Zuguterletzt entschloss sich auch der Häuptling, offenbar in Hinsicht auf die von mir in Aussicht gestellten Geschenke, uns ins nächste Dorf zu begleiten. Vorher überschritten wir den Quelllauf des Bimfille, der aus einem jämmerlichen kleinen Sumpfe herauskommt. Vor dem Dorf trafen wir auf ein Schutzgatter, das ich sonst nie wieder in Pangwedörfern getroffen habe. Auch mehrere Häuser waren hier niedergebrannt. Die Leute waren hier in dem ernsten Kriegszustand. Das schien ja eine finstere Ecke hier zu sein. Im Dorfe waren auch nur wenige Leute, die uns freilich nicht unfreundlich empfingen. Wohl fühlte ich mich hier doch nicht. Und leider war der

Altjahrsabend! Ich war gegen Abend etwas ermattet – scheinbar war ein Fieber im Anzug – und lag in meinem Liegestuhl, als plötzlich ein Schuss aus dem Versammlungshaus mich aufschreckte. Alles stürzte erschreckt ins Freie. Aber es zeigte sich kein Feind. Es war diesmal wieder einer meiner Helden gewesen und zwar Onto. Der hatte sein Gewehr – ein Schrotgewehr – an einen Pfosten des Hauses neben die Feuerstelle gestellt und war eingeschlafen. Dabei war das Gewehr ins Feuer gefallen und die Patrone explodiert. Gott sei Dank war niemand verletzt. Aber ich fluchte nicht schlecht. Den Kerl in dieser gefährlichen Gegend zu bestrafen, wagte ich nicht, aber ich schnauzte ihn ganz gehörig an. Diese Affaire war ein Grund mit, ihm den Laufpass zu geben, da auch sonst nicht viel mit ihm anzufangen war! Streit mit solchen Menschen, die meinen eigenen Leuten und mir eine Gefahr waren, musste ich in dieser wilden Gegend vermeiden. Heute abend kam aber wirklich das Fieber zum Ausbruch – vielleicht mit verursacht durch den Tiger und die Aufregung.

2. Jan. Auch am nächsten Tage hatte ich Fieber.

1908

1 Januar 08 (Mittwoch) Das Fieber hatte mich so stark gepackt, dass ich zu Bett
bleiben musste. Kein schöner Beginn des neuen Jahres!

2 Januar 08 (Donnerstag) Es ging über Makomo nach Endele. Nun kam eine
ungewöhnlich lange Durststrecke. Das Unglück wollte, dass
mich das Fieber wieder gepackt hatte, so dass die Leute mich
in einer aus Decken zurechtgemachten Hängematte tragen
mussten. Erst um 1/2 6 Uhr trafen wir im Schumudorfe
Ndschang ein, obgleich wir aus Endele um 10 Uhr aufge-
brochen waren.

3 Januar 08 (Freitag) Ich befand mich heute etwas besser. Es ging nun
über Afacton nach Anduma, wo ich Mittag machte, und
dann über Bariipfidi nach Obong. Hier kaufte ich ver-
schiedenes Gerät ~~...~~ und andere Sachen für die völkerkund-
liche Sammlung. Der Abschaltung betrug sich Njong
Boka hier so schlecht, dass ich ihm 25 aufzählen las-
sen musste.

4 Januar 08 (Sonnabend) Weiter. Im nächsten Dorf Betada war ich schon ge-
wesen und so hatte ich den Anschluss an meine früheren
Routen. Wir marschierten nun nach Angoneuai, wo ich
Mittagsrast hielt, und dann auf schrecklichem Wege nach

Mäniungo.

5 Januar 08 (Sonntag) Über Ngomeni (Wasonum) nach Ukolutangan, wo ich um 11 Uhr eintraf.

6-31 Januar 08 Aus den früher schon erwähnten Gründen war ich mit Jothelmann einig geworden, dass wir uns trennen mussten. Die Enttäuschung über ihn und seine Unfähigkeit war gross, ~~[illegible]~~ was mich einigermaßen tröstete war, dass ich im Guten mit ihm auseinandergekommen und nicht weiteres Geld dabei zugesetzt hatte, als das, was verloren war. Jothelmann hatte nämlich selbst den Wunsch fortzukommen. Er beabsichtigte, an der Küste eine Stellung anzunehmen, was ihm auch gelang. Er wurde Angestellter einer kaufmännischen Firma – ich glaube von Küstenling. Jedenfalls kam er später, als ich in Bukoba wohnte, einmal durch. Er war der bekannten netter geworden, denn er hatte inzwischen eingesehen, dass seine Ansprüche ans Leben zu hoch gestellt gewesen waren. So erinnere ich mich, ~~[illegible]~~ dass er – als ich ihm meinen sehr zusammengeschmolzenen Geldvorrat zeigte – zugab, er hätte ~~auch~~ auch seine Erwartungen an

die Lebensführung etwas weniger hoch schrauben sollen. Es schien so, als ob er bedauerte, sich nicht mehr zusammengenommen zu haben und gerne wieder bei mir eintreten würde. Das war aber nun unmöglich, da ich inzwischen gesehen hatte, dass die Anstellung Jobelmanns ein zu grosses Loch in den geringen Expeditionsfond gerissen hatte, so dass eine Weiterführung der Stelle schon allein aus geldlichen Gründen nicht in Frage kam. Jobelmann zog dann weiter, um Geschäfte zu machen. Später hörte ich, dass Jobelmann bei Kampo gestorben sei – ich glaube auf einer Pflanzung, für die er gearbeitet hatte. Als Kaufmann hatte er also offenbar auch versagt. Jedenfalls hat es mir leid getan, dass ich die Veranlassung dazu war, dass er in das gefahrvolle Tropenland kam, wohin er so garnicht passte. Aber wer kann die Eignung eines Menschen für ein bestimmtes Land und einen bestimmten Beruf erkennen? Hatten doch alle von mir geglaubt, dass ich besser als Lehrling in eine Schneiderwerkstätte im sicheren Deutschland gepasst hätte, als ausgerechnet nach Ka-

6-31 Januar 08 messen, dem klimatisch so berüchtigten, fieberreichen
Tropenland, was in das anstrengende Leben eines Pflanzers.

Von meiner Arbeit berichte ich nur wenig in
den Briefen an meine Mutter, oder aus Zeitmangel,
denn meine Berichte über meine Tätigkeit gingen na-
türlich an Dr. Karutz. Jeden Monat schrieb ich ihm
einen ausführlichen Brief und bekam einen. Ob
Herr Dr. Karutz diese Berichte als Akten im Lübecker
Museum hinterlegt oder als persönliche Sache betrachtet
hat, weiss ich nicht. Jedenfalls machte er Auszüge und
kleine Artikel über die Pangwe-Expedition daraus, die
in den "Mitteilungen der Geogr. Ges. in Lübeck" und vor allem
in den ("Lübeckischen Blättern" und) "Vaterstädtischen Blättern" (Beilage zu den "Lü-
beckischen Anzeigen") erschienen. (Vergl. Anlage 3a u. 3b u. 5, 4, 4b in dem Heft:
Zeitungsausschnitte. Hier in diesem Tagebuch die ein-
zelnen Fortschritte ~~einzeln~~ systematisch aufzuzählen, wird wohl kaum
näher interessieren, da ja die Ergebnisse in der Mono-
graphie über die Pangwe und den anderen Veröffentli-
chungen über diesen Volksstamm vorliegen. Ich möchte nur
hie und da eine Bemerkung einstreuen, die ich in den

Briefen an meine Mutter finde. So erzählte ich ihr viele-
viel von den sprachlichen Studien, die mir nicht besonders
am Herzen lagen. Ich glaubte nun die verschiedenen musikali-
schen Töne herausbekommen zu haben, aber das ist doch
ein so schwieriges Gebiet, das es nur von musikalisch ganz
Hochbegabten erschlossen werden kann.

Viel Freude hatte ich an meinen Orchideenkästen.
In alten Mulden, ehemalige Küchengeräte, aus Holz von
riesigen Stammstücken, die mir die Zwerge ausgehöhlt hatten,
zog ich diese Pflanzen. Diese Holzbehälter waren wie Ampeln
unter dem Längsbalken der Veranda aufgehängt. Einige
blühende Arten hatten mir die Sammler schon gebracht,
andere hatten noch keine Knospen. Mit Ungeduld erwartete
ich, was aus ihnen werden würde. Es befanden sich aber
nur wenige gross- und schönblütige Arten unter denen,
die ich bekam; so war ich etwas enttäuscht und dachte
mit Neid auf an Südamerika, dessen Schönheit sich mir
im Geiste in den prächtigsten Farben malte; man denke:
Kolibris, Morphos, Orchideen.

Ich begann nun auch Holzproben derjenigen Bäu-

6-31 Januar 08 [Bäu]me zu sammeln, die von denen ich Blüten ins Herbarium gelegt hatte. Ndong-Si, der jetzt ~~nicht~~ als Pflanzensammler eingearbeitet war, musste mir jedesmal eine Holzprobe der grössten Bäume mitbringen.

~~Mitte~~ ~~Einen~~ Tornado, der damals sehr spät ver- Mitte Januar ~~und~~ (einsetzte) offenbarte die Regenzeit oder einleitete, die programmässig erst Anfang März beginnen sollte. Er kam des nachts und wollte alle Laden auf der Veranda aufreissen. Ich liess die Jungen kommen, um zu helfen. Selbst band ich die Tür ~~…~~ vor mein Fenster. In der Schlafstube durch Regen und Sturm hereingeschlagen, denn es war ja nur ein Zeuglappen davor angebracht.

Einmal besuchte mich wieder Herr Richter aus Akam — es schien also, dass ich von nun an öfter Besuch bekommen sollte, nachdem einmal das unbekannte "Spanisch Guinea" durch mich vor zwei Jahren erschlossen war.

Mit der Entwicklung meiner Sammlungen und Forschungen war ich ganz zufrieden, nicht so mit meinen

Elefantengeschäfte. Der Jäger – ich weiss nicht, ob er noch kommen wird – hatte bis jetzt nur ganz kleine Elefanten geschossen, deren Zähne noch nicht einmal die Grösse hatten, die für die Ausfuhr vorgeschrieben waren. Einmal hatte sich ein Mann aus Ukan gemeldet, der sich als geeignet für die Elefantenjagd erklärte. Nachdem ich ihm eindringlich vorgehalten, dass ihn schwere Strafen erwarteten, wenn er einen jungen Elefanten schiesse, kam er vierzig an mit ~~[illegible]~~ der Nachricht, einen ganz kleinen Tier erlegt zu haben. Er log, dass er die Mutter habe schiessen wollen, aber plötzlich das Kleine tot umgefallen wäre. Ich liess ihn neun Tage in den "Gefangenenstock" sperren – ein durchlöcherter Balken, in das Loch wird ein Fuss eingespannt – dann wurde ihm eröffnet, er käme nicht eher frei, ehe er genügend Schafe und Ziegen bezahlt hätte. Das geschah auch, aber was nützte das mir? Geld, die ich für seine Ausbildung verwandt hatte und die Patronen waren verloren – Elefanten dafür aber nicht geschossen worden, an denen ich verdienen konnte. Der Grund, der die Leute veranlasst, sich trotz Strafandrohung als Elefantenjäger herzugeben, ist nur Fleischmangel.

Februar 08 Nach dem Fortgange des Herrn Tetelmann kam für mich eine schwere Zeit auf Thalentangen. Ja es war vielleicht die schwerste Zeit (was den Körper anbetrifft), die ich je durchgemacht habe. Das geringste war, dass sich meine Arbeit durch Übernahme der Photographiererei und anderer kleinen Arbeiten, die Tetelmann ausgeführt hatte, erheblich vermehrte. Schon beim Ablesen der meteorologischen Instrumente fehlte mir ein zuverlässiger Vertreter sehr. Für die Abwesenheit von der Station musste ich mich auf die Ablesungen Ngoas verlassen, der glücklicherweise einige Zahlen lesen und schreiben konnte, aber natürlich, wie alle Schwarzen, leider unzuverlässig war.

Ermutigt durch meinen Erfolg mit der Raupe, die ich gemalt hatte, begann ich nun, mich ans Malen von Zweigen wichtigen Pflanzen zu machen. Ich suchte solche aus, die im Wirtschaftsleben der Fang eine wichtige Rolle spielen und wenig bekannt schienen. Zu meiner Freude gelang mir das Bild so, dass ich zufrieden war und das Malen fortsetzte. In meinem Pangwewerk sind verschiedene dieser Ta-

Tafel 9a

[illegible] Diospyros ampullacea [illegible] ([illegible])
a Durchschnitt durch die Blüte

[illegible]

[illegible]

sehr gehaust, besonders am ersten Tag. Den andern Teil der Aquarelle hängt der Verfasser lange in den Schränken und der Pangwesammlung im Lübecker Museum.[1] Einmal malte ich auch ein gefärbtes Holz zu malen, das mir die Leute gebracht hatten. Auch das Bild gelang mir gut geworden, so dass ich den Mut hatte, einige weitere Fische, die mir interessant schienen zu malen. Sie sind auf Taf. IX der Pangwearbeit zusammengestellt.

In diesem Monat hatte ich nur 7 Krankheiten hintereinander, so Schnupfen, Sodbrennen, Darmverstimmung u. dergl. Sonst ging es mir aber ganz gut. Das Abwechslungslose in der Kost und die ziemlich bedeutende Unfähigkeit meines Koches fielen mir aber doch ziemlich unangenehm auf die Nerven – ich bestellte daher in Kampo allerlei Dosensachen und vertiefte mich in das Tropen-Kochbuch von Antonie Brandeis. Es war besonders das "gefüllte Huhn", das mich reizte. So zeigte ich ihm alles, wie es zu machen sei, was einen grossen Teil Selbstüberwindung erfordert, da man alle fünf Minuten in der Küche nur sonstige "Fehler" vor die Augen bekommt. Aber Ngua war in diesem

[1] Heute, 1951, sind fast alle Pangwesachen verbrannt!

Februar 08 Dagegen [illegible] und nachlässig. Mit der Zeit machte er die Einlage wesentlich einfacher in abgekürztem Verfahren, bis ~~k~~ sie schliesslich ein wenig aus dem starken Stinkerig war, so dass ich auf alles "Feinere" verzichtete. So wurde trotz ~~Kilemen~~ Antonien auf diesem Gebiete kein Fortschritt erzielt. Nicht einmal die Ukamba-gebackene, die ich ihm nach Stoffers Rezept beigebracht hatte, konnte er anständig machen.

Kundanga hatte ich leider verloren: er hatte sich in eine Schwester Njoroges verliebt und war mit ihr auf und davon in seine Heimat-Makomo-zurückgekehrt. Njoroge blies einige Zeit darum Trübsal, denn die Familie war den Kaufpreis los (der später Njoroge zu Gute gekommen wäre).

Schik bekam nach Herrn Zobelmanns Abreise viel zu tun: er musste vor allem die Vögel präparieren, die mir ein ganz tüchtiger Fangmann schoss, und Schmetterlinge und Käfer ~~ku~~ musste er eintüten, Tiere in Spiritus legen und dergl.

Am Abend nahm ich ihn mit zum Bimfilla,
wo ich ein prächtiges Schwimmbad nahm. Der grosse
Zeuntzejunge aber nun lang zu weit mir dessen Ver-
bleiben er wegen vieler ~~xxx~~ Präparationsarbeiten kei-
ne Zeit hatte, begleitete Ajony Boka mich.

März 08 In der ersten Hälfte des März machte ich eine
weitere Erkundungsreise, diesmal nach Nordosten zu.
Es ging erst so Alhumudorf Nikuny bis fast an
den Wodo und von hier auf einem Wege, der ziemlich
nach Westen bis zum Dorfe Mongiunga führt, zurück.
Am letzten Tage, d. 15 März, wurde ich auf dem Marsch
von Makungo nach Ukolentangan von einem Unwet-
ter überrascht – und zugesetzt. Über diese Reise habe
ich mir keine genaueren Aufzeichnungen – soweit der äussere
Verlauf in Frage kam, gemacht, nur weiss ich, dass wir in
einem Dorf alle Leute mit Gewehren bewaffnet in krie-
gerischer Pose antrafen. Es gelang mir nur infolge kal-
ten Blutes, das ich bewahrte, ein Blutvergiessen zu verhin-
dern. Ich ging nämlich unbewaffnet auf die vor mir ste-
henden Fango zu, die alle die Gewehre in den Händen hatten,

März 08 zu und wiederte mich mit dem Häuptling an, der sich endlich beruhigte. So konnte ich wenigstens ein Haus besichtigen und Essen zubereiten lassen. Freundschaftliche Beziehungen liessen sich indessen nicht herstellen. Die Leute blieben bei ihrer feindseligen Haltung, so dass sie sogar die Nacht hindurch wachen mussten. Das [illegible] am südlichsten Punkt – im Mayo. Auf dieser Reise konnte ich viele sehr interessante und seltene Ethnographica erwerben, wie z. B. Fangschilde, Renten [illegible]ungen u. dergl.

Bald nach dieser Reise bekam ich wieder Fieber, das ich auf die Durchnässung zwischen Malango und meiner Station zurückführte. Ich lag drei Tage und nahm an den folgenden Tage immer je 1 gr. Chinin, wodurch der Körper sehr mitgenommen wird.

Auf der Station nahmen die [illegible] handlichen Arbeiten ihren Fortgang. Ich war dabei, ein Hausmodell, ich glaube in 1/5 nat. Gr., mit allem Drum und Dran herzustellen. Es war auf der Veranda aufgebaut und wurde von den Tonga, die es sahen, stets angestaunt. Bei dem Herstellen der Töpfe hatte ich einige Schwierigkeiten, obgleich ich meinen

Leuten (es war wohl Stjerg) die Rezepte gegeben hatte, kamen die mit viel zu grossen Töpfen an: die Töpferin hatte gesagt, dass man in so kleinen Töpfen unmöglich kochen könne. Erst nach dem zweiten und dritten Male konnte ich die Grösse auf annähernd 1/5 herunterdrücken. (Das Modell steht jetzt im Leipziger Museum) Dann studierte ich die Zubereitung der Speisen, von denen ich die Rezepte genau aufschrieb. ~~[illegible]~~ Meine völkerkundliche Arbeit, deren Umfang ich jetzt erst anzuahnen fing, liess mir nur noch wenig Zeit, auf die Jagd zu gehen. – Die botanische Sammlung war auf etwa 300 Arten angewachsen.

April 08 Die völkerkundliche Arbeit kam in diesem Monat wieder ein gutes Stück weiter. Ich hatte mir die Kinderspiele zeigen lassen, von denen ich mir eine grosse Anzahl aufschrieb. Über sie habe ich später eine eigene kleine Arbeit im Baessler-Archiv veröffentlicht. Diese Arbeit wurde nur durch einen halbtägigen Jagdausflug nach Essamedulu unterbrochen. Dort gab es ein hügeliges Waldgebiet, in dem Schimpansen vorkommen sollten. In aller Frühe ~~ging~~ rückte ich von Skolentangan aus und war in drei Stunden in Essamedulu, wo ein Mann aus dem Dorfe die Führung über-

nahm. Wir kletterten eine ganze Zeit in den Bergen
umher und fanden zuletzt die Spuren der Menschenaffen.
Der Boden war teilweise aufgekratzt. Sie hatten die Triebe
der Kardamomumstäude gefressen und Pilze ausgegraben.
Man sah die Abdrücke der riesigen Hinterhände ganz
deutlich. Leider war von den Tieren selbst nichts zu
sehen noch zu hören, obgleich ~~wir~~ die Neger alle Augen-
blicke angestrengt lauschten. Nach vergeblichem Umher-
schweifen machten wir bei einem großen ~~Steine~~ Felsbrocken
halt. Ich hatte die Sache schon ziemlich aufgegeben. So nahmen wir uns
nicht mehr zusammen, sondern erzählten uns allerlei. Njong
öffnete meinen Rucksack und entnahm ihm einige Kakes
und Schokolade, die Mutter mir zum Geburtstag geschenkt
hatte. Daran ergötzte ich mich, während die Jungen
vergnügt ihr Frühstück verzehrten. Plötzlich gebot der
Führer Schweigen und man hörte fern Rauschen in den
Zweigen und Grunzlaute. Ich fragte leise, ob es Menschaf-
fen seien, aber der Mann sagte nach einigem Lauschen:
angomo = Schimpansen. Dann ging es los. Es war gar
nicht weit von unserem Frühstücksplatze. Da sah ich

deutlich, wie ein mittelgrosser Schimpanse einen nicht sehr hohen Baum erstieg, sich auf einen Ast setzte und dort eine Frucht verzehrte. Ich legte an und drückte ab. Tödlich getroffen stürzte das Tier herunter, mit Hallo meine Leute rufen, wo es gefallen war. Ich konnte kaum nachkommen. Da sah ich, dass das Stück doch nicht so gross war, wie es geschienen hatte, denn ich hatte noch nie Schimpansen in Freiheit gesehen und daher kein Augenmaß für ihre Grösse. Er ist auf der letzten Seite meines Bilderalbums von den Stationen der Pangwe-Expedition abgebildet. Danach gingen wir zum Dorf zurück, wo ich mich aber nicht aufhielt. Es wurde gleich auf Mbilantangan marschiert. Dort war ich schon wieder gegen Mittag. Übrigens kamen viele Leute aus den benachbarten Dörfern, um sich die meine Jagdbeute anzusehen – ein Beweis, dass auch im westlichen Afrika ein Menschenaffe nicht häufig ist und Aufsehen erregt.

Mai 08 Von Hause gab es mal wieder eine unangenehme Nachricht. Wegen M. 2.35 (in Worten: Zwei Mark 35 ₰) hatte Vater mit H. Kuratz gestänkert. H. Vater ~~[illegible]~~ seine

Mai 08

Summe eigentlich die durch Schickereien der Bestellungen für
mich ausgelegt hatte, weiss ich nicht mehr, jedenfalls
hatte er in seinem kleinlichen Spiessbürgersinn ge-
glaubt, die 2.35 ersetzt zu bekommen und da Dr. Karutz
wohl anderer Ansicht war und meinte, mein Vater könnte
wohl auch mal 2.35 für mich spendieren, so hatte er sie
ihm nicht zurückzahlen wollen. Väter-Weise seine Art;
ohne eigentlich daran zu denken, dass mir daraus Unan-
nehmlichkeiten erwachsen könnten, wollte er sogar Herrn
Dr. Karutz verklagen. Ich hatte inzwischen Anweisung ge-
geben, dass Vater von mir aus die M. 2.35 ausgezahlt
würden – auf dem Umwege durch Onkel Carl in Hamburg.
Die Sache wurde zwar dann nicht weiter verfolgt, jeden-
falls auf Bitten meiner Mutter und der Tanten, die noch
später über diese unbegreifliche Rücksichtslosigkeit
meines Herrn Erzeugers sehr empört waren. Mein Ver-
hältnis zu Dr. Karutz wurde zwar dadurch nicht getrübt,
denn ich schrieb ihm, wie mich diese Kleinlichkeit mei-
nes Vaters empört und geärgert hatte, aber man weiss,
wie schwer ich es gehabt habe unter <u>diesem</u> "Vater".

Bis zum 14 Mai ging es mir alles ganz gut. Die Arbeiten schritten vorwärts und ich war ~~sehr~~ zufrieden.

Da kam ein ~~großes~~ [jenes] Unglück, das uns ein Jahr für mich verhängnisvoll geworden wäre. Ich wurde nämlich am 15 Mai ganz plötzlich schwer krank – es traten furchtbare Schmerzen im Magen und in den Gedärmen auf, wie ich sie noch nie gehabt hatte. Sie waren so ~~heftig~~ [stark], daß ich fürchtete zu leiden [hatte] und schrie, daß man es sogar im Dorfe gehört hatte. Auch am 16 Mai lag ich schwer krank. Nicht besser wurde es am 17 Mai. Bisher hatten mich meine Leute gepflegt, ich hatte immer jemanden bei mir selbst. Besonders war es nötig, da ich alle Augenblicke den Stuhl entleeren musste, wobei der Auswurf mit Schleim gemischt war und grünlich aussah. Es war so ähnlich wie beim Gallenfieber, das ich damals in Lahore gehabt hatte. So war es verständlich, dass ich auch an eine ähnliche Darmkrankheit dachte. Da kam am 17 Mai abends Schock mit der Schreckensbotschaft, dass alle Fangjungen bis auf Ndong-Si verschwunden wären. Es ahnte mich diese Nachricht [illegible], es hatte die Sache doch vielleicht ein Gutes. Ich kam nämlich –

Mai 08 kam ich nun auf den Gedanken, dass es sich um eine Art Vergiftung handeln könne und dass die rätselhafte Krankheit vom Gift herrühren könne, das mir irgendwie z.B. im Essen beigebracht war. Daraufhin nahm ich sofort ein Brechmittel, das ich in meiner Apotheke mitführte. Das schien geholfen zu haben, denn am nächsten Morgen liessen die Schmerzen nach. Sie waren aber immerhin noch so stark, dass ich beschloss sofort eine Ulle ~~[illegible]~~ aufzubrechen, wo ich damit rechnete, Herrn Fischer zu treffen und dann, falls irgendeine weitere Besserung eingetreten wäre, mit seiner Hilfe wieder nach Ikolentangan zurückzukommen.

In diesen Tagen habe ich mit ~~[illegible]~~ dem Tode gerungen. Meine Lebenskraft drohte mich zu verlassen. Wenn ich mich ans Leben festklammerte, so war es nur deshalb, weil ich meine Arbeit nicht im Stich lassen wollte, aber ganz besonders, um meiner Mutter nicht den Schmerz zu bereiten. Die Krankheit war so schlimm, dass mir später einer der Jungen, die am 16 u 17 bei mir waren, sagte, sie hätten sich gewundert, dass ich ~~es~~ das ausgehalten hätte. Er sagte wörtlich: if God no been help you, you been die = wenn Gott dir

nicht getroffen hätte, ~~[illegible]~~ wäre ich dann gestorben.
Geblieben waren mir nun Ndong Ze und die beiden
Jaunde. Einen liess ich, glaube ich, zur Bewachung zurück.
Die anderen beiden nahm ich mit. Ich liess sofort vom Häupt-
ling in Nsotang einige Träger für meine Hängematte an-
fordern. Weitere Lasten ausser den persönlichen Koffer nahm
18 Mai 08 ich nicht mit. So kam ich an diesem 18 Mai noch bis Akom-
dum. In der Nacht auf den 19 Mai hatte ich noch Schmerzen,
19 Mai 08 aber sie liessen weiter nach. Am nächsten Tag, den 19ten,
wurde ich bis Mbangedok getragen. Hier konnte ich zum
ersten Mal seit dem 15ten ein wenig Milch im Leibe behalten.
Ich hatte ~~alle~~ meine Dosen mit Naturmilch, die ich mir
eigens für Krankheitsfälle zurückbehalten, aufgemacht
und schon am 15ten begonnen, etwas Milch zu mir zu
nehmen, da[20] die fürchterlichen Schmerzen mir etwas gedämpft
zu werden schienen durch den kalten Trank. Aber bei mir behalten
konnte ich nicht ein bisschen. Alles kam sofort durch Erbrechen
wieder heraus. Später hat mir übrigens ein Arzt gesagt,
dass ich mir tatsächlich vielleicht das Leben erhalten hätte, denn
die Milch vermöchte die Giftwirkung zu hemmen. Sie [illegible]

Mai 08 wie ihm all – jedenfalls fühlte ich, bald nachdem ich ge-
merkt hatte, dass die Milch aufgenommen ~~hatte~~ wurde, neue
Lebenskraft in mir. Es war mir, als ob ich nun die schwere
Krankheit überwunden hätte.

20 Mai 08 (Mittwoch) Weiter nach Massong, wo ich Mittags eintraf. Ich
wurde natürlich wieder in der Hängematte getragen, denn
ich war viel zu schwach. Mein Zustand war ~~sehr~~ noch im-
mer sehr ernst. Hier in Massong hörte ich, dass Herr Fi-
scher in der Nähe sein sollte. Ich wartete sehnsüchtig auf
ihn, da ich nichts weiter an Lebensmitteln hatte mitge-
nommen.

21 Mai 08 (Donnerstag) In Massong gewartet. Am Nachmittag kam Herr
Fischer an. Er brachte einen tollen Humor mit, der mir
nach seiner Meinung nützen sollte. Ich musste auch et-
was darüber lachen, was er mir sagte, er ~~wollte~~ müsste
mich wohl in der Wolle schmeissen und mir ausmalen,
wie meine Leiche über die Stromschnellen hinabfahren
würde. Später sagte er mir noch, dass er hinter diesem
Scherzen seine Furcht verborgen hätte, mich wirklich hier
eingraben zu müssen. Denn er hatte nicht anders gedacht,

dass ich ein Mann des Todes sei, als er mich gesehen habe.
Noch mehr als durch seinen ein wenig trostlosen Humor
wurde ich durch einige Löffel Suppe erquickt, die mir Herr
Frieden einlöffelte. ~~[illegible]~~ Herr Frieden hatte übrigens noch ei-
nen jüngeren Herrn namens ~~[illegible]~~ zur Vetten bei sich, den er voll
über die Sammelgeschäfte unterrichten wollte, so dass er ihn
im Notfalle vertreten könnte. Die beiden Herren wollten ~~[illegible]~~
es einrichten, dass sie nach (mit mir gingen) der meinen Freunde
~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ Molentangen ~~[illegible]~~ [illegible] sich Herr Frieden
~~[illegible]~~ auch bereit, mir beim Packen meiner Sachen
zu helfen; denn mir war klar, dass ich unter keinen Um-
ständen in Molentangen bleiben könnte – wusste ich doch
gar nicht, was die Strapazen des Landweges waren, so dass
ich etwas Ähnliches überstehen könnte. Leider ahnte ich
nicht, was ich da mit mir [illegible] wollte. Das war eine
Quelle weiterer Leiden, die mir auf dieser Expedition in
so reichlichem Maße bereitet wurden.

22 Mai 08 (Freitag) Heute ging es in die Hängematte zurück. Ich kam
bis Nyenne. Die beiden Kaufleute wurden durch ihre geschäft-
lichen Angelegenheiten zurückgehalten und kamen erst
spät, Herr Frieden bei strömendem Regen nach Eintritt der

Dunkelheit, Herr zur Mitten gar erst nachts.

23 Mai 08 (Sonnabend) — ~~Wir waren~~ (zu der Hängematte) weiter bis Nkolentangan, wo ich nachmittags ~~[illegible]~~ eintraf. Ich musste sogleich mit dem Abbau beginnen, war aber so schwach, dass ich nicht alleine packen konnte. So war ich dankbar, dass die beiden Herren mir das Schlimmste abnahmen.

24 Mai 08 (Sonntag) — Weiter gepackt. Ich zahlte Ndong-Si aus und zwar besonders reichlich, damit die anderen sehen konnten, was sie durch ihre Feigheit verloren hatten.

25 Mai 08 (Montag) — Das letzte wurde morgens eingepackt. Im Ganzen waren es über 40 Lasten. Am Mittag nahmen die beiden Herren und ich zusammen den „Nkolentangener" Abschiedstrunk und das Abschiedsmahl (soweit ich davon geniessen konnte). Herrn Frieden war ich sehr dankbar, denn er war mir wirklich der „Engel der Rettung" gewesen.

Dann ging ich (mit den beiden Herren) ab. Träger hatte ich zwar bekommen, vielleicht auch nur infolge des Eindrucks, den ~~[illegible]~~ die Anwesenheit zweier weiterer Weisser auf die Schwarzleute machte. Jedenfalls war Bekon wieder eben auf und wollte „Krieg zu machen", falls ich das Dorf kom-

men wirkt, um die ausgerissenen Zungen zu holen. So ~~so~~ befestigte sich meine Ansicht, dass er der Hauptanstifter der Vergiftungsaffaire gewesen sei.

Dann brachen wir auf. Ich liess vorher diese sonst so schöne Station in Flammen aufgehen. Ich fügte mich bereits willig dem Schicksal, immer untergetreten zu werden, ein Schicksal, das bei dem ewig unruhigen, zu Palavern geneigten und wankelmütigen Charakter des Volkes der Pangwe ein unvermeidliches und vielleicht notwendiges war, denn meine ganze Kraftentfaltung war doch zu gering, als dass ich auf die Dauer eine Herrschaft aufrichten konnte, wie sie nur einer Regierung möglich war. Aber ich wollte es in diesem unsicheren Gebiete noch einmal versuchen und natürlich in Mellebug, wo ~~[illegible]~~ bereits eine Station stand. Dorthin, wohin sich seit Anfang an meine Blicke gerichtet hatten, wollte ich ziehen. Natürlich war es einmal wieder die ungünstigste Zeit, die sich denken lässt, ~~die~~ der Höhepunkt der Regenzeit; dazu kam noch, dass sie diesmal besonders stark war, so dass der Weg wieder die reine Wasserpartie war. Und das in meinem Zustande!

25 Mai 08 (~~Dienstag~~ Montag) der Bimpille war endlich überwunden und da ich immer noch zu schwach war, um zu gehen und auf die Lasten zu achten, so wurden viele nass. An diesem Tage verlor ich eine Ziege in den Fluten, die auf dem Wege standen. Ich gelangte ~~bis~~ bis Skam. Hier traf ich Albejen, der mir im Dorfe entgegenkam. Er hatte es nur auf Bezahlung abgesehen, obgleich er mir versprochen hatte, bei mir ~~[illegible]~~ bleiben zu wollen. So liess ich mich bestimmen, ihm drei Ziegen auszuzahlen.

26 Mai 08 (~~Mittwoch~~ Dienstag) Ohne grössere Unannehmlichkeiten mit den Lasten gelangte ich bis Tjone, wo ~~ich~~ wir sodann auch zur Nacht blieben. Morgen wollten die [illegible] mich verlassen. In der Nacht verschwand auch Albejen mit seinen Ziegen.

27 Mai 08 (~~Donnerstag~~ Mittwoch) Morgens zogen die beiden guten Landsleute ab und zwar über Ndemdum zu ihrer Faktorei. Ich musste noch etwas warten, bis ich die geeigneten Träger hatte. Es waren noch 22 Lasten zu tragen. Nach einer Stunde aber konnte ich auch aufbrechen. Heute konnte ich zum ersten Mal wieder zu Fuss laufen. Am Nachmittage traf bei Regen in Massung ein.

28 Mai 08 (~~Freitag~~) Donnerstag

Morgens setzte ich mit meinen Lasten über den Uelle und ~~[illegible]~~ schlug in Ndrayong ~~[illegible]~~ ging ich gleich meine Quartier auf. Dann ~~[illegible]~~ nach den auf meine Bergfeste ~~[illegible]~~. Das Haus war noch immer – für die Tropen! – merkwürdig gut erhalten. Leute aus Ndrayong schlugen erst einmal all das Unkraut ab, das meine Station umwucherte und entfernten einen Teil des Brandes.

29 Mai 08 (~~Sonnabend~~) Freitag

Ein weiterer Teil von Leuten reinigten auch den Hof der Station und die nähere Umgebung, andere schlugen Stützpfähle, die erneuert werden mussten, und setzten sie ins Haus ein. Am Mittag kamen viele Bokoe- und Gesangleute, so dass die Küche und die Häuser für die Leute sowie der Gang, die alle verfallen waren, neu errichtet werden konnten – ~~[illegible]~~ Sonst einmal war der Bau auf das Gerüst.

30 Mai 08 (Sonn~~tag~~abend)

Da noch mehr Bokoeleute zur Arbeit kamen, so konnte fast die ganze Station fertig gestellt werden. Nur von den Häusern für meine Leute fehlte etwas.

31 Mai 08 (Sonntag)

Heute fand der Einzug in das ~~neue~~ Haus statt. Die Bokoe und Gesangleute trugen meine Lasten hinauf und stellten die Häuser für die Leute fertig. Dann bauten

(31 Mai 08) sie die Dunkelkammer und den Abtritt. Unterdessen hatten Arbeitsleute im Sumpf Raphiapalmblattstiele geschlagen, um die Platten für einige Tische herzustellen. Da auch hier, wie beim Eingang in Mbolatengang, die Leute den Phonographen durchaus hören wollten, so packte ich als einzige aller Kisten die Kiste mit dem Phonographen aus. Am Abend hatte ich zur Abwechselung Fieber, wahrscheinlich hatten mich die Arbeiten beim Anordnen usw. allzusehr angestrengt.

Juni 08 Am 1 Juni packte ich die anderen Kisten aus. Leider sah ich nun – was ja kein Wunder war – dass Vieles, besonders die Pflanzen, durch Nässe beschädigt war. Wieder hatte ich abends leichtes Fieber. Am nächsten Tag, d. 2 Juni, mussten erstmal alle Sachen, die nass geworden waren, an die Sonne gelegt werden. Es kamen zwei Bjelleute ~~aus~~ aus Ajene und drei Eseamongen aus Akan und Agra, um bei mir zu arbeiten – das war mir sehr lieb, denn da war ich von den Dorfleuten unter doch etwas unabhängiger. Unter diesen Leuten befanden sich Essum und Abea, drei

Leute, die mich bis an die Küste begleitet hatten und sogar noch später auf der Reichsexpedition bei mir gearbeitet haben. Die tüchtigsten und besten wurden gleich als Soldaten eingestellt.

Noch nicht lange weilte ich in Bolldorf, da gab es wieder "Palaver" mit dem Tanga-Ngora, den ich zum Häuptling gewählt hatte, wurde in einem Bakoedorfe verprügelt. Einen Teil Schuld hatte er gewiss, denn seine Art war vielfach reichlich schroff – am Ende hatte er sich auch Übergriffe erlaubt. Aber was ist nur die Erklärung? Kein Kleiner schrieb immer über dem Ganzen und erzählte nie den eigentlichen Vorgang richtig, da die Eingeborenen aus Furcht vor den Soldaten nichts zu sagen wagen. Da die (Bokoeleute) angeblich auch noch die Kriegstrommel gerührt hatten, so musste ich ihnen ein Ultimatum stellen. Glücklicherweise krochen auch sie zu Kreuze, denn sie hatten von der Bestrafung der Vorgang gehört. Sie ließen mir sagen: "wenn ich sie riefe, so kämen sie." Ich musste über diese verkleidete Antwort lachen, da man zu deutlich sah, dass sie am liebsten das Gegenteil gesagt hätten. Sie kamen auch und nach der Feststellung

Juni 08 der Tatsachen kam ich zu dem Schluss, dass die Haupträdels-
führer die üblichen Fünfundzwanzig zu beziehen ~~hätten~~ hät-
[erkannten bezahlten die Leute]
ten. Alles war auch damit in Ordnung bis auf eins: Einer
von ihnen hetzte weiter, obgleich die meisten seiner Landsleute
diesem Hartnäckigen sagten, er solle nur still sein, sonst
würde es ihm schlecht gehen.

Jedenfalls sah man wieder, dass man sich hier in einem Hexenkessel befand. Nur äusserste Wachsamkeit und nicht nachlassende Energie konnte verhindern, dass die brodelnde Masse überkochte.

Im Anfang hatte ich auch noch die Leute an der Hand. Es kamen verschiedene Häuptlinge aus den näheren und weiteren Dörfern mit Geschenken. Ich wollte sie natürlich unterbe-[illegible], aber es war ihnen um ein "book" zu tun, d.h. um eine schriftliche Bestätigung ihrer Autorität. Obgleich ich ja garkeine "offizielle Regierung" vertrat, so liess ich mich doch auf einen ~~[illegible]~~, wenn ich auch eine solche Anmassung oberster Regierungsgewalt als faul und den tatsächlichen Verhältnissen garnicht entsprechend empfand. Ich handelte in diesem Falle gegen mein ~~[illegible]~~ Gewissen, aber

mehr aus Liebe zum Lübecker Museum bzw. zur Wissenschaft, denn ich hatte gemerkt, dass ich nur so wirklich außerordentlich wertvolle Dinge bekommen konnte. Auf diese Weise gelang es mir, zwei schöne Seemasken aus Holz, darunter ein wahres Prachtstück zu erlangen.[1] Das wertvollste Stück von allen meinen Erwerbungen bekam ich dann auf diese billige, aber nicht einwandfreie Art: eine prachtvoll geschnitzte Ahnenfigur von über 1 m Länge. Es ist in meinem Pangwewerk, Bd II, S. 120 abgebildet (leider i. Lübeck verbrannt 6.5.1956)

Eine Folge dieser "Regierungspolitik" zeigte sich auch bald in unangenehmer Weise. Einer von mir mit einem "Rock" ausgestatteter Häuptling benutzte seine Stellung als "Freund des Weissen," indem er in meinem Namen mit anderen Krieg ~~[illegible]~~ führte. Man beschwerte sich bei mir darüber und das Ende vom Liede war, dass der kriegerische Häuptling wegen Missbrauchs meines Namens ein Bit bezahlte, da er angeblich keine Ethnographica hatte. Diese Affaire war für mich nicht gerade angenehm, denn sie zeigte, dass ich bei den Fang unter Leuten war, die nur ein Machtwort stets zu begreifen und Übergriffen geneigt waren. (Ich bekam Angst, dass) meine Machtlosigkeit gegen-

1) Dieses, abgebildet S. 62 in "Die Pangwe" Bd. II, ist aus dem Brande des Lübecker Museums während des Weltkrieges II gerettet worden. Ich sah das 1955 in Hamburg

Juni 08

~~gegen~~ die ewigen Palaver sich einmal offenbaren konnte, einmal überhaupt die Lage eintrat, dass die Leute sich zusammentaten und mich angriffen. Man muss nämlich nicht denken, dass die "Wilden" damit zufrieden waren, dass sie von mir beherrscht wurden, und ich die fortwährenden gegenseitigen Kriege und Streitereien (so gut ich konnte) unterband. In einer Stelle, ich glaube es war in Tkolantangan, sagten sie mir sogar lachend ganz offen: sie warteten nur, bis ich wieder fortgezogen wäre, um dann das Dorf mit dem sie in Krieg gelegen hatten, zu überfallen.

Die Landpost brachte mir zu meiner Freude zwei Kisten mit Rotwein, die Dr. Kasutz wohl wieder erbettelt hatte. Sehr ärgerlich war, dass eine neue Aufnahmemembran für den Phonographen zerbrochen ankam. Es war – man höre und staune – in einer dünnen Pappschachtel ins Innere von Afrika geschickt worden – genau so wie damals der Photographenkasten. So wenig Verstand und Interesse besitzen die Leute in Deutschland, dass sie es noch nicht einmal zu einer anständigen, sachgemässen Verpackung gebracht haben. Die Klage darüber war allgemein, auch unter

den Kaufleuten allgemein. Man sah teilweise darin den kaufmännischen Parvenu.

Hier oben in Hollebury plante ich aber der französischen Kolonie Gabun entgegenzugehen, womöglich auf dem Landwege, wenn es möglich wäre, nach dem Osten durchzustoßen.

In meinen Briefen an Mutter berichtete ich, dass die Elefantenjagd gänzlich darnieder läge. So musste ich sie bitten, nicht mit Geldgeschenken zu Geburtstagen und Weihnachten zu rechnen. Ich war sehr traurig darüber. Aber ein Wunder war ja das – Franco begriff die Elefantenjagd nicht. Erstens mal benötigt man zu einem solchen Betriebe eine Elefantenbüchse – zweitens Zeit, den Elefanten nachzuspüren und die Gegenden aufzusuchen, wo sich grössere Elefantenherden finden. Ich aber saß auf meinen Stationen fest, hatte meine regelmäßige Arbeit und besaß nur Karabiner. In der Nähe der Stationen waren die grossen Elefanten schon weggeschossen. Zudem waren die Fangs ja eigentlich keine tüchtigen Jäger.

Nun hatte ich persönlichen Verdienst so gut wie garnicht.

Juli 08 Eines schönen Sonntags kam Freund Ndundenga wieder bei mir an. Er hatte mir schon damals, als er mit Georgs Schwester ausgekratzt war, sagen lassen, er würde wiederkommen. Erst wollte ich ihn garnicht wiedernehmen, aber dann dachte ich, dass er als Soldat hier in dem unsicheren Gebiet doch ganz brauchbar ~~wäre~~ sein könnte und stellte ihn wieder ein.

Damit hatte ich als "Soldaten" Leute aus verschiedenen Gegenden, was immer ganz vorteilhaft ist – so nämlich die beiden Jaunde, Ndong-Si (aus Ndabenge) Ndundenga (aus dem Lampogebiet) und zwei Kwamongwe.

Ndundenga beschäftigte ich nun damit, das Modell eines Versammlungshauses zu bauen. Auch dies Modell ist nach Lübeck gelangt und befindet sich im Museum. (ebenfalls im letzten Weltkrieg verbrannt. G.T. 1956)

Einmal hatte ich wieder die Freude, Herrn Finders' Besuch zu bekommen. Als er unten sichtbar wurde, ging die Fahne hoch und der Pariser Einzugsmarsch erklang. Man konnte den Phonographen unten noch weit vom Fusse des Hügels hören und, wie ich selbst ausprobiert habe, so

prachtvoll, wie es klang, als ob unter der Veranda eine Musikkapelle stünde, wie ein Sänger (bei einem gesungenen Stück). Besonders freute ich mich, dass ich dem lieben Besuch auch wieder eine Flasche Wein vorsetzen konnte. Wir hatten sehr viele gemeinsame Bekannte und Beziehungen, denn Herr Fischer hatte früher auch auf einer Pflanzung - Victoria - gearbeitet.

Gesundheitlich ging es mir einigermaßen, obgleich meine alte Darmkrankheit sich dann und wieder und Durchfälle in Erinnerung brachte. Unangenehmer noch war mir eine Art Krätze, die ich durch Einreiben [illegible] mit Öl zu beseitigen suchte. Meine Jungs behaupteten, sie sei von einem Huhn gekommen, das ich angefasst hatte. Jedenfalls hat es sehr lange gedauert, bis ich diese lästige Krankheit los wurde. Die Bettlaken waren natürlich durch das Öl vollständig verdorben.

Die völkerkundlichen Arbeiten nahmen ihren regelmäßigen Fortgang. Dabei kam auch noch ein kleiner technischer Unfall vor: der Objektivverschluß brach, so dass ich keine Teilaufnahmen mehr machen konnte.

Juli 08

Hinterher schien es mir, dass ich diesen Ausflug von Bebai aus unternommen habe!

Einmal war ich zwei Tage auf Gorillajagd. Ich hatte Schek und Manjöi mitgenommen. Wir kamen sehr weit in den Urwald hinein, so dass wir darin übernachten mussten. Die Leute bauten eine Schutzhütte und darin eine Bettstelle, auf der ich mit den beiden Jungs schlief, während der Führer beim Feuer auf einer Blätterunterlage ~~[illegible]~~ ruhte. Es war eine sehr idyllische Nacht in dem wilden Lande – so wie ich sie liebe – und wurde sie nicht durch Sturmregen oder sonstige unvorhergesehene Ereignisse gestört. Am andern Tag ging es noch weiter. Wir sahen viele Spuren von Menschenaffen, diese selbst aber nicht. So kehrte ich endlich um ohne allzu traurig zu sein, da ich mal wieder in freier Natur gewesen war.

Auf der Station wuchs die Ungemütlichkeit. Ich fühlte selbst, dass sich die Dinge zuspitzten. Mit der Fanggruppe Bokre und Kasauang konnte ich für die Dauer nicht in einen friedlichen Verkehr kommen. So bestand eine Art latenten Kriegszustandes. Ich fragte mich täglich, wie lange es hier noch gut gehen würde.

Da kam am

28 Juli 08. Herr Richter erzählte, dass die Fangs einen Überfall auf die Station planten. Mir war das durchaus nicht erstaunlich, hatte ich damals doch vor meinem Abzug [illegible] den Vorgängen nach solchen Überfällen kennen gelernt. Aber ich war nunmehr dieser Zustände, die mich am Verlassen der Station zu Expeditionen hinderten und überhaupt meiner wissenschaftlichen Arbeit aufs höchste abträglich waren, gänzlich satt. Auf dringendes Anraten Herrn Richters war ich bereit, Ubellong und überhaupt das unbotmäßige Land aufzugeben und wieder in die Nähe der deutschen Grenze zu ziehen. Zufällig kam an diesem Tage auch noch Herr v. Vetter aus Ugon und da war eine gewisse Sicherheit vor ~~einem~~ dem geplanten Überfall gewährleistet. Natürlich liess ich nachts Wache halten, was nicht schwer war, da ich genügend Soldaten hatte.

29 u. 30 Juli 08 Ich benutzte die Anwesenheit der beiden Herren, meine Station abzubauen, d. h. erst einmal wieder die Sachen zu packen, wobei mich die Herren ein wenig unterstützten.

31 Juli 08 (Freitag) Morgens zogen wir alle ab. [illegible], dass ich diese Gegend gänzlich aufgegeben hatte und mir wieder zurück-

kehren würde, setzte ich die Station in Brand. Schade, dass alles so kommen musste – aber es war ja vorauszusehen gewesen – wenn ich ohne weiter zu überlegen, schleunigst nach Uelleburg gegangen war, so war es der Gefühlsmensch gewesen, der Schuld daran war. Immerhin machte ich auch hier gute Miene zum bösen Spiel und fand es entzückend, wie die Flammen das Haus ergriffen und alles verzehrten. Herr Richter sagte nur: "Sie Gemütsmensch." Er ging nur bis zum Uelle mit, während Herr v. Vetter bis Nemelum denselben Weg hatte. So konnten wir einen Abend noch gemütlich in Bingomo verbringen.

1. August 08 (Sonnabend) Von Bingomo mit Herrn v. Vetter bis Nemelum, wo wir Abschied nahmen. Ich ging dann noch bis zum Dorfe Nkin in nördl. Richtung. Es war neu gegründet an einer von den Ngbwes verlassenen Siedelung.

Ich hatte beschlossen nach Ntandangas Geburtsort Bebai (östlich von meinem ersten Haus in Mahomo, und zwar östlich fast genau auf der Grenze, aber auf deutschem Gebiet, gelegen) zu ziehen. Hier hoffte ich freundlicher Aufnahme gewiss zu sein. Immerhin waren die Leute noch

nicht zu sehr von deutschem Einflusse mitgenommen, dagegen war die Sicherheit eine weitaus grössere als am Uelle.

2 August 08 (Sonntag) Von Nkin bis Majuck. Leider bekam ich wohl in Folge der Aufregung der letzten Tage Fieber, so dass ich das letzte Stück in einer Hängematte getragen werden musste. In Majuck war der Häuptling als Stänker bei den Kaufleuten bekannt. Mir gegenüber als "Government" war er ganz annehmbar, jedoch kam seine Natur bald zum Durchbruch. Er beschuldigte nämlich Nkundangue des Fleischdiebstahls. Als ich aber anfing, Nachforschungen anzustellen, zog er schnell seine Klage zurück.

3 August 08 (Montag) Von Majuck nach Mbä. In einem Dorfe unterwegs bekam ich nach langer Zeit mal (Massamba 06) mal wieder Adjabfrüchte (von Mimusops djave) zu sehen und zu essen. Ein Zeichen wie geizig der afrikanische Urwald mit seinen wenigen Früchten ist, wie geizig auch die Eingeborenen.

4 August 08 (Dienstag) Von Mbä nach Ntsanggebot (Djäbot der Karte) schon beinahe auf der deutschen Grenze.

5 August 08 (Mittwoch) Von Ntsanggebot nach Enoiangon ein willkommener Schritt, das dicht am Kampo liegt. Da Träger mangelten, ging der

Marsch nur langsam vonstatten. Ich musste ausserdem einen Teil der Lasten vorausschicken und auf die zurückkehrenden Träger warten, die den Rest der Lasten wieder weitertrugen.

6 August 08 (Donnerstag) Von Lomaängon nach Mokunu, dem Nachbardorf von Makomo, wo ich 1906 meine erste Station errichtet hatte. Hier hatte ich ein Palaver mit dem Häuptling Bassele zu erledigen, der mir Salz und Hausmesser aus Lasten, die ich früher nach dort geschickt hatte, zurückbehalten hatte. Das Palaver war nicht leicht, da der Kerl sehr hartnäckig war.

7 August 08 (Freitag) Wieder musste ich einen Teil der Lasten vorausschicken. Leider waren die Leute, die neu am Bestimmungsort abgesetzt hatten, fortgelaufen. So mussten neue Leute geworben werden, und ich kam infolgedessen erst Mittags fort. So kam ich auch nicht weiter als bis zum Dorfe Ubang.

8 August 08 (Sonnabend) Um schneller vorwärts zu kommen, liess ich 20 Lasten in Ubang zurück, von wo ich sie später abholen lassen wollte. So ging es mit 10 Lasten schneller vorwärts. Der Weg führte über Bolsen am Kampo, wo sich in der Faktorei um diese Zeit kein Weisser aufhielt, nach Obang, wo ich zur Nacht blieb. Ich kaufte hier verschiedene völkerkundliche Gegen-

stände, leider konnte ich die schön geschnitzten Pfähle am den Versammlungsplatzbäken nicht erwerben.

9 August 08 (Sonntag) Von Wang bis Mbä, wo ich Mittags eintraf. Nachmittags blieb ich hier, weil Sonntag war.

10 August 08 (Montag) Von Mbä nach Bebai, unserem Ziel. Die Leute erklärten sich hier bereit, mir ein Haus zu bauen, wenn ich bei ihnen bleiben wollte. Es wurde gleich ein Platz ausgesucht zwischen dem Dorf und dem Bache Loe, den ich auch geeignet fand. Es konnte bereits mit den Vorarbeiten begonnen werden. Morgen sollte es dann richtig losgehen.

11 August 08 (Dienstag) Der Platz für Haus und Hof – gleichlaufend in einer Form zwischen leichterem Wald und dem Ufer am Loe – wurde gereinigt.

12 August 08 (Mittwoch) Das Gerüst wurde fertig aufgestellt. Ich hatte die Pfosten genau nach dem Muster von Nkolentangan und aller übrigen Stationen, aber in kleineren Maßstabe wie Nk. ~~gut~~ angelegt.

13 August 08 (Donnerstag) Die Dächer aller Häuser mit Matten gedeckt. Heute entließ ich Ngoa. Er hatte sich da wieder angenommen. Als Koch hatte er nie etwas geleistet – als Soldat zeigte er zu Großtätigkeiten, hatte er noch die Palaver in Ordnung mit durch

sein Verschulden herbeigeführt. Nun wurde Stark an seine Stelle berufen, was auch ganz gut ging. Ich war damals noch im Glauben, dass ich in ihm einen besonders guten Jungen gefunden hatte. Wie grausam ich mich getäuscht sein sollte, stellte sich erst später heraus.

14 August 08 (Freitag) Die Wandungen der Station wurden hergestellt und zwar hauptsächlich aus Raphiamattenstreifen, die durch Raphiastäbe zusammengehalten wurde (vergl. Abb. 38)

15 August 08 (Sonnabend) Das "Mobiliar" wurde hergestellt – Tische und Bänke. Schon bis Mittag war alles da. So schnell – in 4½ Tagen – und mit so wenig Palaver habe ich noch nie eine Station – diese war doch schon die fünfte – erbaut. Ein gutes Zeichen für die Arbeit ~~und~~ unter den Leuten dieser Gegend! Es waren Kasakumanleute, die sonst schon zu den Ntum gehören. Am Nachmittage schon konnte ich meine Sachen auspacken und Alles einordnen.

16 August 08 (Sonntag) Bei einer Flasche Wein und einem "Festessen" feierte ich die Einweihung der neuen Station, die, wie das Dorf: Bebai heisst

16–31 August 08

Bebai

Die Sache liess sich hier gut an. Es kamen viele Jungen, die bei mir arbeiten wollten, so viele, dass ich mehrere zurückweisen musste. Von Uelleburg hatte ich zwei Jungen mitgebracht, die freiwillig bei mir bleiben wollten. Auch Wong-Si, der Pflanzensammler war noch immer bei mir. Er wollte aber nur bis Weihnachten bleiben. Alle Vorstellungen [illegible] nichts. Wenn sich ein Neger mal etwas in den Kopf setzt, so ist nichts dabei zu machen. Nkwetanga war ebenfalls stark "vertreten". Es war aber immer noch ein solch leidenschaftlicher Mensch, dass es manchmal, wenn ich angegriffen war, mir schwerfiel, all' seine [illegible] um die Mittagszeit [illegible] zu ertragen. Von Schek, der ein ruhiger, stiller Mensch war, war ich so eingenommen, dass ich erwägte, ihn mit nach Deutschland zu nehmen, um mit seiner Hilfe die sprachlichen Arbeiten zum Ende zu führen.

In Bebai gedachte ich bis Ende März oder April 1909 zu bleiben, um dann in 1½ Monat auf der Rückreise an der Küste im franz. Sangagebiet zu ~~machen~~ forschen. Nachdem ich dann nach Deutschland zurückkehrte gedachte ich wieder einen

16-31 August 08 Monat im mittelländischen Gebiet, diesmal aber in günstigerer Zeit und auf Madeira, das ich nicht vorgesehen konnte, zu verbringen. ~~Am Nachmittage~~

Am 31 August machte ich einen Ausflug nach dem nicht weit entfernten Akonangi an der französischen Grenze. Dort war eine deutsche Faktorei, in der ein Herr Müller, ein Holsteiner waltete. Hier begann schon wieder ein Unwohlsein, dessen Grund ich mir nicht erklären konnte. Am 31 August ging ich wieder nach Bebai zurück.

September 08 Der September war ein sehr schwerer Monat für mich. Gleich im Anfang hatte ich wieder eine schwere Krankheit durchzumachen und zwar in ihren Erscheinungen genau dieselbe Art, wie die Vergiftungskrankheit in Nkolentangan. Da ich aber gar keine Ahnung hatte, von wem diese neue Vergiftung ausgehen konnte, so glaubte ich an eine Art Gallenfieber. Ich hatte viele krampfartige Schmerzen in den Nieren und Gedärmen, dass ich laut schreien musste vor Schmerzen, auch Erbrechen von Schleim und Galle war dabei. Der Verlauf war ganz ähnlich der in Nkolentangan, nur nicht ganz so schlimm und langwierig.

In dieser Zeit begannen auch die [von meiner Kindheit] schlecht behandelten Zähne zu schmerzen, da sie Fäulnis an den Zahnwurzeln bekommen hatten. Ziemlich zu gleicher Zeit fingen 3 Zähne an, sich zu regen, darunter der linke Vorderzahn. Ich hatte vor meiner ersten Ausreise nach Kamerun den Fehler gemacht, zu einem "Zahntechniker" in Lübeck zu gehen. Dieser [illegible] mich, [illegible] zu Hause, aber meine Nerven konnten einfach den Schmerz, den das rücksichtslose Draufloshantieren und schmerzhafte Zahnziehen des Zahnarztes Brockmann in der Mariengrube machten, nicht aushalten. Jetzt kam die Folge der rücksichtslosen Behandlung, die ich als Kind zu ertragen hatte, zum Vorschein: es handelte sich um den Verlust vieler Zähne, von denen der schmerzlichste der des linken Vorderzahnes war, ~~[illegible]~~ ~~später~~ dessen Nerv später getötet werden musste. Jedenfalls hatte ich in diesem Monat fast Unerträgliches zu erdulden: ich hatte derartige Schmerzen, dass ich einige meiner Leute mit einer von vielen Scharten verzierten Kneifzange an meinen Zähnen [illegible], damit sie ihn anzeigen [illegible] wie die Neger sind – sie haben Angst, stark und energisch zuzufassen und zogen mich nur an dem Zahn hin und her – bis ich sie fort-

September 18. jagte und versuchte, selbst den Zahn zu ziehen. Das gelang aber auch nicht und so musste ich leider die Schmerzen auf mich nehmen.

Heute kann ich mich nur selbst bewundern, wie mein Körper alles auszuhalten vermochte, wenn es sein musste. Wo andere ~~auf~~ in unter gleichen Bedingungen das Leben aufgegeben oder doch auf die Fortführung ihrer Arbeiten verzichtet hätten und haben, oder wo das Nervensystem versagte, blieb ich fest. Was hätte man aus einem zwar sehr abnormen, aber doch so widerstandsfähigen und zähen Körper machen können, wenn er richtig behandelt worden wäre! Bei vernünftiger systematischer Ausbildung des Leibes in meiner Jugend wäre vielleicht vermieden, dass sich in der Lustsphäre des Zentralnervensystems ein Riss gebildet hatte, unter dem ich furchtbar gelitten habe, besonders als mir mit beginnendem Alter erst zum Bewusstsein kam, dass ich nie eigentlich richtig „gelebt" hatte, wie meine Sinnlichkeit gebieterisch gefordert hatte. Das Weitere will ich anderswo berichten; hier möge nur verzeichnet werden, dass diese Zeit in Bebai mit zu den schlimmsten Perioden gehörte, die ich durchge-

macht hatte, die dann überhaupt die ganze Pamir-Expedition körperlich für mich das Non-plus-ultra aller Entbehrungen und Kümmernissen darstellte (von den einzelnen Teilen meiner Expedition 1904-07 abgesehen).

Wie oft haben mich später Bekannte, z. B. sog. "Stubengelehrte" aus den Museen, um meine Expeditionen (aufrichtig beneidet und gemeint, ich hätte ein Leben gehabt, so schön wie wenige. Ich glaube, wenn sie nur die Leiden klar vor sich sehen könnten, auch in ihren Auswirkungen, die ich allein im Monat September 18 durchzumachen hatte, sie hätten ~~glatt~~ sich ~~herausgebracht~~ dafür bedankt, auch ein Schicksal wie meines gleichen Lebenslauf zu ertragen – wobei ich die traurigen persönlichen Selbstverhältnisse (die mit dem sicheren pekuniären Aufstieg eines Museumsbeamten beispielsweise garnicht zu vergleichen sind) ganz ausser acht lasse.

Zu diesen schlimmen Leiden kam ein an sich geringfügiges, nämlich die Krätze, die ich noch immer nicht los werden konnte. Aber das lästige Jucken in der Nacht machte den ohnehin gemarterten Körper vollständig nervös u. schlaflos litt ich unter dem Schmerz, den das mit den Medizin

September 08 gewordene Öl an meinem Körper und auf das bereits ganz gelb gewordenen Bettlaken klebte.

Das habe ich alles nur geschildert, weil sich Leute, die meine Arbeit z. B. die Pangwemonographie kennen, überhaupt keinen Begriff davon machen können, mit welchen Qualen ein jeglicher solcher Fortschritt und ganz besonders dieser erkauft worden ist.

Abgesehen von der Woche schwerer Krankheit und den Leiden der Zahnschmerzen war ich aber immer fleissig bei meiner Arbeit. Ich hatte wieder weitere Fortschritte gemacht, insbesondere lernte ich hier die Kultur der Pangwe näher kennen und besser: ich gelangte langsam in dieses schwierige Gebiet hinein. In meinen Briefen an Mutter berichtete ich auch, dass ich ein als Nahrungsmittel wichtiges Kürbisgewächs Cucumeropsis, von den Pangwe ngon genannt, gemalt hätte und dass ich mit dem Bild zufrieden sei, "was ich sonst nicht immer sagen kann". (abgebildet: Die Pangwe, Bd. I, Taf. VIII)

Oktober 08 Aus der Hölle des Monats September war ich nun heraus, gesundheitlich ging es wieder leidlich, nur klage ich in meinem

Briefe über Knappheit an Dauersachen, da unsere Zucker, Butter, Schmalz und Mehl ziemlich ausgegangen waren.

Im Oktober kam Herr Totelmann durch. Er hatte, wie ich schon gesagt habe, jetzt genug Zeit, wieder zu uns zu kommen. Er brachte mir allerhand volkskundliche Gegenstände mit, die er auf einer Geschäftsreise in "Gamma" im Gebiete östlich von hier gekauft hatte – auch einige Zeichnungen waren dabei: Ich brauchte nur den Kaufpreis, den er gegeben, zu ersetzen. Da Herr Totelmann schließlich anspruchsloser geworden war, aber seit Wochen "Zugfieber" hatte, zog ich in Erwägung, ob er wiederkommen könnte, und schrieb deshalb nach Lübeck. Später hörte ich dann von seinem Tode.

Palaver gab es auch hier – wann fehlen sie einmal in Afrika? So gab es Schwierigkeiten mit den Tamandschieleuten. Besonders zu reden gab eine interne Angelegenheit, die alle weitere Kreise zog. Eines Tages waren nämlich die beiden Frauen von Bulleburg, N'Tong-Mba und Engono, verschwunden. In ihrem Nachlass fand sich auch – Gift in den kleinen Antilopenhörnchen, in denen es aufbewahrt wird. Ich machte einige meiner Soldaten kenntlich, um sie zu

Oktober 08 ergreifen – aber sie hatten einen zu grossen Vorsprung. Ausserdem ~~Dattan~~ waren meine Leute im Gebiete der Schama in Akom von den Leuten ohne Veranlassung beschossen und ihrer Sachen beraubt worden. Diese hatten sie, glaube ich, wiederbekommen, aber ich glaubte doch damals, dass ich eine Strafexpedition gegen sie unternehmen müsse. Dazu ist es aber auch nicht gekommen.

Am 7 Oktober 08 machte ich eine kleine Erkundungs-~~fahrt~~ reise nach Mesele, wo ein Herr Schultzieck (so?) als Faktoreileiter lebte. Mesele liegt jenseits des Kampo auf dem Wege Kampo-Ambam. Über Makomengono kam ich hin. Am 8 Oktober ~~x~~ verabschiedete ich mich nach dem Mittagessen wieder von Herrn Schultzieck und ging auf demselben Weg wieder zurück. Dabei wurde ich (am Kampo) von einem fürchterlichen Regen überrascht, so dass ich ohne meine Sachen(?) und ohne Essen in Akina übernachten musste. Am 9ten kam ich auf der Station an.

Die Oktoberpost brachte u. a. einen sehr netten Brief von H. Lorentz, indem er mir einige herzliche Worte über meine schwere Arbeit während der schon mehr

(ich wohl bei Absendung des Briefes) einjährigen Dauer der Expedition. Er hoffte, dass, wenn er mir bei meiner Rückkehr in Cuxhaven die Hände drücken würde, wir beide auf ein schönes und ergebnisreiches Werk zurückblicken könnten. Derartige vertrauensvolle und freundschaftliche Worte, der ich ja von Hause garnicht gewohnt war, machten auf mein Gemüt einen tiefen Eindruck und veranlassten mich noch mehr, als ich es sonst getan hätte, auf dem schweren Posten auszuharren mit dem festen Willen, das trotz aller Unbill und Krankheit das einmal gesteckte Ziel zu erreichen und meine Prüfung zum wissenschaftlichen Forschungsreisenden mit Glanz zu bestehen.

Über meine Arbeit, besonders die völkerkundliche habe ich in den Briefen an meine Mutter nicht mehr eingehender geschrieben, da ich dies in den Berichten an Dr. Karutz tat. Besonders für Mutter bedauerte ich, dass durch Vaters Schuld selbst die losen Fäden, die durch meine Vermittlung mit dem Museum zwischen den Eltern und Dr. Karutz bestanden hatten,

Oktober 18 gänzlich zerstreut waren. Sonst hätte Mutter ja direkt von Dr. Karutz über meine Arbeit und meine Erfolge im Einzelnen lesen können. Hierüber doppelt zu berichten war einfach aus Zeitmangel nicht möglich. Einige flüchtige Andeutungen mussten genügen. So ~~[illegible]~~ schrieb ich in diesem Monat, dass die zusammenfassende Schilderung von Sitten und Gebräuchen, sowie aller ethnologischen Erscheinungen, die ich in einem Band eintrug, ziemlich gute Fortschritte machte (ich hatte schon einen Band gefüllt), ferner hatte ich schon 50 Sprichwörter und eine Schöpfungssage (diese durch Vermittlung von Ndong-Ti) gesammelt.

Betreffs der Fortschritte meiner Arbeit vergleiche man die Berichte, die Dr. Karutz in den verschiedenen Blättern meiner Vaterstadt veröffentlichte. Sie geben aber nur einen allgemeinen Überblick über den Fortgang der Arbeiten und über die ganze Auffassung und Stimmung in Lübeck. Im einzelnen sind viele irrtümliche Angaben, häufig sogar grobe Mißverständnisse und Verwechselungen darin enthalten.

Von einer Ehre, die mir zuteil wurde, erzählte ich noch in meinem Oktoberbrief: Als ich in Okō, einem ½ Stunde von Dekai entfernten Dorfe eintraf, überraschten mich die Leute mit der freudigen Mitteilung, dass ein heute morgen geborenes Kind mir zu Ehren "Massa" getauft wäre. Ich besichtigte mein kleines Patenkind, das noch ganz rötlich und schauderhaft anzusehen war und liess der Mutter später ein Geschenk übersenden.

November 08 Der November 08 war ein ruhiger Monat, in dem ich meine Arbeiten ungestört weiterführen konnte. Besonders interessierte mich die Religion, und ich war stolz, schon vier der Geheimkulte (wie im Pangwewerk, Bd II beschrieben) mitgemacht und Aufnahmen davon gemacht zu haben. Auch war ich Augenzeuge eines Eisenschmelzprozesses, der in einem einen Tag entfernten Dorfe am Kōddo stattfand. Ich liess dann ein Modell herstellen, das auch im Lübecker Museum aufgestellt ist.

Zu meinem grössten Erstaunen fand sich einer

November 08. guten Tages mein alter Mbeyen wieder ein. Mich wunderte dies ungemein, als er damals meist offenbar um die Beyen geprellt hatte, er also annehmen musste, dass ich ihn bestrafen würde. Anfangs wollte ich auch eine energische Seite aufziehen, aber als ich Solok fragte, was ich tun sollte, meinte er: "Du musst ihn wiedernehmen, er liebt dich doch." So verzieh ich ihm und reihte ihn in unter meine Leute wieder ein, natürlich wieder als Soldat. Meine Schwarzen waren inzwischen wieder an Zahl gewachsen, es waren etwa 16, die ich beschäftigte. Ich musste daher noch ein neues Haus im Innenhofe errichten.

Gesundheitlich ging es mir etwas besser, jedoch versuchten die Durchfälle nach jener Durchweichung auf dem Ausflug nach Mozelle öfter wiederzukehren. Mit gutem Erfolge wandte ich dagegen die Dysenteriepillen an, die mir Dr. Karuta (unaufgefordert) geschickt hatte. Welch' ein Unterschied ~~[illegible]~~ zwischen ihm und meinem Vater, der mich damals, als ich Sachen bei ihm bestellt hatte, auf die Apotheke in Victoria (die

es nicht gab) versiegt. Ich hoffe mit meiner Arbeit so fertig zu werden, dass ich zum August 1909 nach Deutschland zurückkehren könnte. Falls das nicht möglich sein würde, wollte ich versuchen, mich den Winter 1909/10 noch im Bebai zu halten, so dass ich nicht gerade zum Winter ins Nordland ~~zurückzukehren~~ zu kommen brauchte.

Die Novemberpost aus Deutschland verspätete sich in diesem Monat wieder, was vielleicht auf die Schwierigkeiten mit den geschwollenen und über das Land getretenen Flüssen ~~zu~~ – es war Höhepunkt der Regenzeit – zurückzuführen war. So schickte ich die Post vor Eintreffen der europäischen am 24. November zur Küste.

Dezember 08 Auch im Dezember schritt die Arbeit ruhig weiter fort. Ist man so im Zuge und wird man nicht gestört, so kann man in kürzester Zeit unglaubliche Fortschritte machen. Die Schwierigkeit in Afrika ist eben nur die, es soweit zu bringen, dass die Maschine in Gang kommt, und nicht krank zu werden. Dann läuft sie "wie geschmiert".

Dezember 08. Gerade während der Tage, wo ich die Post und die dazugehörigen Kisten mit Sammelgegenständen abschickte, hatte ich wieder Fieber, das aber dann bald vorüberging. So konnte ich nur an Dr. Karutz einen Bericht schicken, an Mutter sandte ich nur einige mit fiebriger Hand zitternd geschriebene Zeilen.

Zu Weihnachten kamen zwei liebe Pakete an, eins von Mutter mit den von mir so geliebten Schokoladentaffeln und [einem halben usw.] Schokoladen; auch die Tanten hatten wir immer etwas beigelegt [diesmal auch Tabak]. Das zweite Paket war von Dr. Karutz und enthielt Pfefferkuchen, 8 Walzen mit Musikstücken und eine Flasche Stonsdorfer Bitter. Die neuen Walzen waren mir sehr lieb, da die alten fast alle durch die tropische Feuchtigkeit so gelitten hatten, dass sie oft mehr Rasselgeräusche als melodische Klänge wiedergaben.

Den heiligen Abend verlebte ich wie immer in "meinem" Busch: Palmwedelschmuck und Farnkraut am Haus, "Buschkerze" als Beleuchtung und "Festessen", das ich im "weissen" Anzug zu mir nahm – dieses Jahr aber allein.

der weissen Kameraden.

Weihnachten musste ich Ndong-Si gehen lassen. Seine „Zeit" war zu Ende und allen meinen Versuchen, ihn länger zu halten, hatten ihn nicht zu bestimmen vermocht, zu bleiben. Da ich ihm so viele wertvolle Pflanzen, besonders die grossen Bäume (übrigens darunter Tessmannia, usw.) verdankte, ausserdem so viele Angaben über die Verwendung der Pflanzen, Medizinen, ja Märchen und Sagen, so entlohnte ich ihn königlich. Er bekam 12 Schafe, 7 Gewehre und über 1500 Sperrgeld (etwa 150 M. in unserem Gelde), einen weissen Anzug und einen Hut von mir. Er wollte sich mit diesem Gelde eine Frau kaufen. So legte ich gleich seinen Versprechungen, in 1½ Monaten wiederkommen zu wollen, keinen Wert bei. Jedenfalls zog er, innerlich selig und beneidet von den Zurückgebliebenen, insbesondere Mbejon. Der sagte mir, ich müsse ihn ebenso gut bezahlen, worauf ich entgegnete, dann müsste er ebensogut arbeiten und nicht bei erster Gelegenheit fortlaufen. Er nahm übrigens jetzt Ndong-Si's

Dezember 08 Stelle ein, nur dass mein "Sekundar" nicht auf die Bäume klettern und Pflanzen sammeln konnte.

Nach Weihnachten machte ich einen zweitägigen Ausflug in ~~einen~~ den Urwald bei dem Dorfe Ngang, in dem Gorillas und Chimpansen hausen sollten. Leider bekamen wir keine Menschenaffen zu sehen. (Dies ist wohl der Ausflug, den ich schon S. 100 beschrieben habe)

1909

Januar 09. Auch während des Monats Januar schritten die völkerkundlichen Arbeiten weiter fort. In den Busch ging ich freilich immer seltener, je mehr ich mich auf die Erreichung meines Ziels, einer umfassenden Monographie der Pangwe, konzentrieren musste. Es wurde mir aber jetzt schon wahrscheinlich, dass ich meine Arbeiten auf der Station im Mai etwa abschliessen könnte, so dass ich noch zum Sommer nach Deutschland zurückreisen konnte. So begann ich auch, meine Schwarzen zu intensiver Arbeit anzustacheln mit dem Hinweis darauf, dass ich dann bald Schluss machen könnte. Inzwischen war es mir sogar gelungen, die wichtigsten Kulte der Pangwe – es waren acht verschiedene – mitzumachen und im Bilde festzuhalten. Diese Aufnahmen haben denn auch das grösste Aufsehen unter den Ethnologen erregt, zumal anlässlich eines Vortrages vor der Anthropologischen Gesellschaft. Auch das Begräbnis eines im Kriege erschossenen jungen Mannes konnte ich ansehen und photographieren.

Auch die Fälle aller acht im Pangweland vorkom-

menten Antilopenarten (mit Ausnahme einer grossen, sehr seltenen) und vieler anderer Sänger besass ich von Vögeln hatte ich etwa 350 Stück gesammelt. Die Präparation besorgte Kasua, über dessen saubere Arbeit ich des Lobes voll war. Als "Soldaten" galten nur noch drei: Schek, Kasua und Mba-Ten. Ruanlanga hatte ich wegen seiner grossen Unzuverlässigkeit und vor allem wegen fortgesetzter Bettelei weggejagt, so leid mir es auf der anderen Seite tat, das immer vergnügte und zu Spässen aufgelegte Menschenkind nicht mehr bei mir zu sehen. Aber ich war doch glücklicher ohne ihn.

Mit welchem Ärger ein Forschungsreisender im fernen Lande zu kämpfen hat, ein Ärger, der nicht im Lande selbst geboren wird, sondern "made in Germany"[13] zeigt folgender Fall: ich hatte unbespielte Phonogr.-Walzen bei Dr. Karutz bestellt, da ich noch einige wichtige Musikstücke aufnehmen wollte. Offenbar hatte Dr. Karutz die Bestellung weiter gegeben an die Firma und die hatte, wie üblich, ganz unverant-

Januar 09. lich dünne Kisten gewählt, die selbstverständlich ganz zerschlagen ankamen. So dachte ich daran, neue Kisten telegraphisch zu bestellen – ich glaube, sie haben mich aber nicht mehr erreicht. Genau dasselbe war mit den nachbestellten photographischen Platten der Fall. Diese sträfliche Nachlässigkeit bezügl. Verpackung bestellter Sachen schob ich auf den "Geschäftsgeist des deutschen Kleinkrämers". Man macht sich ja garkeinen Begriff, wie schwer es einem le fiir einen Arbeiter im Felde sein muss, wenn das Arbeitszeug, das er benötigt, in unbrauchbarem Zustande anlangt. Das wäre gerade so, wie wenn man den Soldaten, die an der Front kämpfen sollen, unbrauchbare Patronen zuschickte.

Mit der Januarpost musste ich schon weisse und Khakianzüge bestellen, die nach Libreville gesandt werden sollten, auch Kragen, Schlipse und derlei europäischen Tand, also mit einem Worte: die Ausrüstung für den Dampfer.

Ausser Stundenlang verlor ich auch noch einen

der Gesamongunjungen: Mangöö. Eines Morgens war er verschwunden. Sein Gewehr und seine Patronentasche er in seinem Hause stehen lassen. Die nachgeschickten Soldaten, die ihn zurückbringen sollten, hatten ihn nicht mehr abfassen können, erzählten aber, dass er ein Mädchen geraubt habe und mit ihr aus seiner Heimat geflohen sei. Nach einigen Tagen hörten wir auch, dass die Verwandten der geraubten Frau ihn verfolgt und ihm das Mädchen wieder abgeknöpft hatten. Das war mir natürlich eine gewisse Genugtuung.

Februar 09 Alle Möglichkeiten, die sich geboten hatten, zumal lag mir die Erforschung der Geheimkulte am Herzen – waren in Bebai ziemlich erschöpft. So sah ich mich also wieder nach einem neuen Arbeitsgebiet um, wenn es mir auch klar war, dass ich für die kurzen Monate, die mein Aufenthalt noch dauern würde, keine neue Station erbauen würde. Hinzu kam, dass den Eingeborenen von Bebai meine geringen Machtmittel zum Bewusstsein gekommen waren, Machtmittel, zu denen meine Ansprüche (als König usw.) in gar-

Februar 09 keinem Verhältnisse standen. Da ich aber immer kurz „Palaver" erledigte und auch auf die Durchführung meiner Anordnungen drang, so hatten sich in letzter Zeit allerlei Misshelligkeiten ergeben. Die Leute wollten sich meine Einmischung nicht mehr gefallen lassen, was sie auch in allerhand ungezogenen Redensarten zum Ausdruck brachten. Es mochte gewiss garnichts Besonderes darin liegen, aber ich hatte das Gefühl, dass ich wiederum in eine Zwickmühle kommen könnte – nach den bösen Erfahrungen in N'Kolentangan und Belleburg. Auf keinen Fall wollte ich die guten Ergebnisse meiner bereits fast bewältigten Forschungsarbeit irgendwie in Frage stellen. Ich beschloss daher, jeder Möglichkeit in dieser Hinsicht zuvorzukommen und etwas weiter zu ziehen, wo ich das noch Fehlende ebensogut oder gar besser erheben konnte – freilich unter Aufgabe meiner persönlichen Bequemlichkeit. So verzichtete ich jetzt, wo es noch nicht zu spät war, darauf, weiter den Herrscher von Spanisch-Guinea zu spielen und entsagte meinem

"Krone", sollte man wenigstens auch all' der vielen Palaver enthoben sein, die ich als Regierender voll und übel führen musste. So fasste ich ein Angebot des Herrn Klett, eines Kaufmannes aus Ambam, ins Auge, der mir eine kleine "Faktorei" in Akonangi, die er aufgegeben hatte, zur Verfügung gestellt hatte. Akonangi liegt noch weiter nach Osten an der französischen Grenze, aber auf eigenem deutschem Gebiet, so dass ich von hier aus einen geplanten Vorstoss ins französische Gebiet machen konnte. Vor allem wollte ich dabei zu erkunden suchen, wie der Weg zur Küste wäre und in welcher Weise die Franzosen meine Unternehmung zu unterstützen gedachten.

Um meinen Umzug vorzubereiten, ging ich am
11 Februar 09 nach Akonangi, besuchte Herrn Müller und nahm mit ihm die "Faktorei" in Augenschein. Das Haus (Abb. 45) war zwar nur klein, aber für die paar Monate musste es halt gehen. [illegible] voll nun- [illegible] nach eigenem Plan und aller Tropensitte gebauten hölzernen Stationen. Hier in

die Niederen „Negerbude", wie ich das Haus verächtlich genannte, konnte ich mir nun als simpler „Naturforscher" vorkommen.

12 Februar 09 Am Nachmittage sagte ich Herrn Müller Lebewohl und marschierte noch bis Mesa

13 Februar 09 Am Vormittage langte ich auf meiner Station an und begab mich sofort ans Packen.

14 Februar 09 Den ganzen Tag gepackt.

15 Februar 09 Morgens zog ich los, nicht ohne vorher meine Stationsgebäude dem Feuertode geweiht zu haben, obgleich einige Leute am Bebai gerne die Matten des Daches und sonstiges Baumaterial gehabt hätten. Schon beim Abreiten sah ich, wie die Dorfleute sich auf die Teile der Station stürzten, an denen das Feuer noch nicht zehrte, und die Matten zu ergattern suchten.

Mit den Flammen der Station Bebai erlosch auch meine Selbstherrlichkeit, sank das Königreich, das ich mir – ohne von Gott oder einer Regierung dazu begnadet zu sein – in Spanisch Guinea (und auch ein bischen auf der Kameruner Grenze) errichtet hatte,

in sich zusammen. Es war eine grosse, traumhafte Zeit für mich gewesen. Nie hatte ich, auch nicht in den kühnsten Phantasien des tatenlüsternen Knaben, mir vorstellen können, dass das Unglaubliche – ein wirklich eigenes Königreich – mir einmal aus eigener Kraft heraus werden könnte. Mit einer gewissen Wehmut sah ich die ~~kleine~~ nette Station in feuriger Lohe niederbrennen. Bei mir stand nur Bekongo, ein hübscher Junge aus Bebai, den mir sein Vater ganz offiziell mitgegeben hatte. Dann entschlossen trennte ich mich von dem Schauspiel und eilte dem Trosse der Träger nach. Wir kamen auch noch am selben Tage in Akonangi an. Am Abend aß ich bei Herrn Müller, der aber nicht sehr wohl war, sondern über dauerndes Kranksein klagte.

16 Februar 09 So gut es ging, richtete ich das Haus wohnlich ein und begann auch die Post zurecht zu machen.

17 Februar 09 Ich schrieb an Dr. Karutz und Mutter, schickte die Leute zur Küste. Nach Lübeck musste ich mit-

teilen, dass Schok nun doch nicht mehr den Mut hatte, nach Deutschland zu gehen. Ich wollte jedoch versuchen, einen anderen Pangwe zu bestimmen, mitzukommen, denn ich hatte eingesehen, dass ich die schwierige Sprache mit ihren für mich sehr leicht verwechselbaren Tönen nur bewältigen konnte, wenn ich sie systematisch in Deutschland – etwa mit Hilfe von Prof. Meinhof – studieren würde. Der Grund, den Schok für seine Weigerung anführte, war der, dass sein Vater, der Häuptling und Besitzer von 30 Frauen sei, gestorben wäre, so dass er unbedingt nach Jaunde zurückmüsse, um nicht um seine Erbschaft zu kommen. Wieviel von diesen Angaben erlogen waren, konnte ich natürlich nicht feststellen; damals glaubte ich nur einige, heute: fast alle. Sei dem aber, wie ihm wolle, jedenfalls war mir die Absage Schok's sehr unangenehm. Angenehm war mir dagegen, dass sich verschiedene Häuptlinge aus Akonangi und der Umgebung bereit erklärt hatten, einige Kultfeiern ins Werk zu setzen, ~~und~~ so dass ich sie

mitmachen und photogr. aufnehmen konnte. Fürs erste aber plante ich den schon so lange ins Auge gefassten Zug nach Osten über die französ. Militärstation Bitam. Vorher wollte ich jedoch die deutschen Kaufleute in Ambam (nördlich von Akonangi) besuchen, um mich von hier wieder nach Südwesten bzw. Süden zu wenden. Zu dieser Reise wollte ich morgen aufbrechen.

18 Februar 09 Von Akonangi aufgebrochen. Bis Ambam marschiert. Ich traf dort die Herren Klett, Danielsen u. Kühne, mit denen ich im angeregten Gespräch ~~[illegible]~~ mich unterhielt. Ich schlief in der Faktorei des Herrn Klett. (vergl. Bilder 47–49, 51)

19 Februar 09 Morgens nahm ich die Bilder von den Häusern auf. Nach dem Mittagessen marschierte ich in Richtung Südost und kam bis zum Dorfe Ndung, wo ich schlief.

20 Februar 09 In Zambalika, Faktorei der H. A. (? Hamburg-Afrika) eingetroffen. Hier waltete ein Herr Beggerow, der schon 10 Jahre im französischen Gabungebiet und sollte

auch im franz. Congo gearbeitet hatte. Der von den Gründer der Faktorei, die er "Gottverlassen" getauft hatte (im Pongwe Ezambe a lige ma: Gott, er verliess mich) Die Faktorei ist in Bild 52 u. 52a dargestellt. ~~[illegible]~~ Am Nachmittage machte ich mit Herrn Beggerow eine kleine Kanufahrt auf dem Kampo.

21 Februar 09 Herr Klett u. Herr Kühne kamen aus Ambam um über Zambalike in das Gebiet jenseits des Kampo zu gehen. Sie wollten dort Elefanten schiessen.

22 Februar 09 Zambalika wollte uns nicht los lassen. Es kam an diesem Morgen ein mächtiger Regenguss nieder, sodass die Herren Klett u. Kühne nicht weitergehen konnten. Erst Mittags klärte es sich auf und die Beiden nahmen von uns Abschied.

23 Februar 09 Herr Beggerow und ich beschlossen, zusammen nach Bitam, der franz. Militärstation zu gehen, wo ~~wir~~ ich Rücksprache mit dem Befehlshaber, Herrn Vigou-

roux nehmen sollte, den Herr Beggerow schon kannte. Während meines Aufenthaltes in Zambalika kam plötzlich die Botschaft, dass der Reisenden Mangöö im Kommen sei. Ich hatte gerade ein kurzes Pangweschwert in der Hand, dessen Musterung ich studierte, am Kampoufer im Gespräch mit Herrn Beggerow begriffen. Da sah ich den Jungen über den Kampo setzen und die Anhöhe zum Ufer hinaufkommen. Er hatte sich ganz ohne Berechtigung ein rotes Käppi aufgesetzt, um als "Soldat" zu erscheinen. Ich war jedoch noch so darüber erbittert, dass er mich damals einfach im Stich gelassen hatte, und sagte mir, dass ich ihn jetzt nicht mehr benötigte, dass ich ihn hart anfuhr, ihm das Käppi mit dem Pangweschwert vom Kopfe schlug und ihn mit Fusstritten dahin schickte, woher er gekommen war.

Nach dem Essen brachen Herr Beggerow und ich auf und kamen bis zu einem Dorfe Mbadouma (im Tagebuch steht: Betome). An diesem Abend veranstalteten wir ein gemütliches Zusammensein bei einem guten Tropfen Wein.

24 Februar 09 Wir kamen heute bis Bitam. Der französische Stationschef, dem Herr Beggerow ~~meine~~ unsere Ankunft angezeigt hatte, hatte mir eine Eskorte von 3 Mann einer "tirailleurs Sénégalais" entgegengeschickt. In Bitam (Bild 58 u 59) unterrichtete ich mich über die Verhältnisse im Gebiet, wo ich bereisen wollte. Mr. Vigouroux – ein ganz kleiner Mann, aber höchst liebenswürdig, wie alle Franzosen – versprach mir, die Eskorte bis zur nächsten, weiter östlich gelegenen Militärstation Minvoul mitzugeben.[1] Ich machte noch einige Aufnahmen.

25 Februar 09 Während Herr Beggerow nach Zambalika zurückging, ging ich mit meinen drei Senegalesen und meinen eigenen Leuten: Schok, Mbejen, Bekongo, einem Pygmäen, den mir Herr Klett abgetreten hatte u. einem anderen Schwarzen nach Osten. Wir kamen bis Yuan (Youah der Karte)

26 Februar 09 Von Yuan bis Makak

27 Februar 09 Von Makak ab. Bald waren wir in Mabana, wo die Franzosen einen Posten errichtet haben, in dem einige Tirai-

1) Er war offiziell von beiden Regierungen über mein Kommen unterrichtet, denn es war von Lübeck aus durch den Gesandten in Berlin die deutsche Regierung gebeten, die spanische u. französische Reg. in Kenntnis zu setzen.

galesen zurückgelassen waren. Der eine meiner drei französischen Soldaten hatte den Auftrag hier zu bleiben. Mit den anderen beiden setzte ich meinen Weg fort und gelangte bis Makoga (Mokoga auf d. Karte)

28 Februar 09 Von Makoga bis Amvam. Hier hörte ich, dass der Chef der Station Mimvoul nach Ojem gegangen sei, so dass ein Besuch dort für mich zwecklos war. Ausserdem sollte es von Mimvoul bis an die Rangogrenze, die ich gerne erreicht hätte, noch 5 Tagemärsche sein. Dafür reichten aber Proviant und Waren nicht. Ich beschloss also auf einem anderen Wege bis in einer Südkurve nach Westen umzubiegen und nach Akonangi zurückzukehren.

1 März 09 ~~29 Februar 09~~ Von Amvam nach Alen

2 März 09 Von Alen nach Makomo. Bei Mabana kreuzte ich den Weg, den ich am 27 Februar genommen.

3 März 09 Von Makomo bis Bendambeyuck (Benamejouck der Karte).

4 März 09 Von Bendambeyuck bis Mamiagi. In Bokai-Mazama kreuzte ich meine Route: Zambalika-Bitam.

5 März 09. Von Maminsi zurück nach Akonangi. In Maminsi nahmen die beiden Senegalesen, mit denen ich mich zuletzt ganz gut befreundet hatte, von mir Abschied und gingen nach Bitam zurück.

Als ich in Akonangi ankam, freuten sich meine Zurückgebliebenen, an der Spitze Bessem, und halfen, das Haus wieder wohnlich zu machen. Ich hatte aus Palmblattstreifen eine Art "Jalousie" machen lassen, die herunter gelassen wurde und an der Verandabrüstung festgemacht, damit Wind und Wetter nicht ins Haus schlügen. Jetzt wurde dieser Schutz schnell hochgebunden und während ich es mir auf der Veranda bequem machte, sah ich zu meinem größten Erstaunen, dass sich unter den Helfern auch Manjiö befand, der sich eifrigst beteiligte, als ob garnichts vorgefallen wäre. Nachdem ich mich zurecht gemacht hatte, liess ich den Sünder rufen und auf meine Frage, wie er denn überhaupt dazu käme, sich einfach wieder als Meinigen zu betrachten, nachdem ich ihm deutlich genug meinen Laufpass gegeben, kam es nur heraus: he like

gen dir mich: er liebt dich so sehr. Ich war über diese einfache Lösung von Dingen, die mir sehr problematisch schienen, so verblüfft, dass ich darauf nicht viel zu entgegnen wusste. Schliesslich musste ich mich einverstanden erklären, ihn wohl oder übel wieder aufzunehmen nach dem lateinischen Wort: Omnia vincit amor et nos cedamus amori. Ich sagte ihm aber er müsse, wenn ich wenig Träger hätte, einmal eine Last nach Kampo bringen, womit er sich auch sofort einverstanden erklärte.

März 09

Einige Tage nach meiner Rückkehr ging ich aufs neue fort, aber nur eine kleine Tagereise weit nach Alen am Nje. Hier sollte nämlich auf meine Anregung hin eine Ngi-feier stattfinden. Die dreitägige Feier machte ich zusammen von Anfang bis zu Ende mit und konnte dabei interessante photographische Aufnahmen machen. Die Ngi-figur, die errichtet wurde, war deswegen für mich interessant u. neu, weil ihr Kopf hergestellt war aus der Kultkleider mit einem Kopfe darunter liegend auf dem [illegible] [illegible] konnte, so dass die Neulinge denken konnten, der Ngi selber "spräche"

März 09 zu lesen. Ausserdem benutzte ich die fünf Tage die ich dort weilte, zur Erwerbung vieler völkerkundlich wichtiger Stücke der Eingeborenen, besonders, glaube ich, eine zweite ~~[illegible]~~ Idomaske, die ich in diesem Monat zusammen mit den Erwerbungen der vorigen Reise ins französische Gebiet ans Museum in Lübeck schickte.

Im Brief vom 17 März schrieb ich: "Ich bin mächtig in Bewegung, damit ich alles Fehlende (man sieht den Systematiker!) beschaffe, erforsche, photographiere, zeichne und habe keine Zeit, weder an die Tanten noch an andere zu schreiben. Selbst an die Kinder habe ich nur ganz kurz berichten können."

Als Abzugstermin von Atakpame u. Abschlusstermin meiner Forschungen glaube ich jetzt ziemlich sicher Mitte Mai ansetzen zu können.

Schök hatte sich nun doch wieder bereit erklärt, mit mir nach Deutschland zu gehen, da ich ihm zugeredet hatte. Es ist interessant zu sehen, wie der Widerhall dieses Planes klang, der vom "zu Hause" ausging. Der Hauptgedanke meines Vaters war natürlich nicht, was die An-

bezeichnet das Schwarzen wie eher der Wissenschaft nützen könne, sondern der, was diese Laienarbeit ihm möglicherweise für Unannehmlichkeiten bringen könnten. So berücksichtigte ich die Angst dieses Ezregisten in diesem Briefe, indem ich versicherte, dass ihm keine "Unkosten" noch sonstige Misshelligkeiten daraus erwachsen sollten, zumal ich garnicht gedächte, mich länger in seinem Hause aufzuhalten, sondern schon der mich erwartenden Arbeit halber sofort nach Berlin begeben würde:

"Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr" Busch

April 09 Die Arbeiten zur Vervollständigung der geplanten Monographie über die Pangwe wurden mit Nachdruck betrieben. Alle Methoden des Fischfangs, die ich bisher noch nicht im Zusammenhange studiert hatte, liess ich mir hier vorführen. Auch hatte ich Gelegenheit, in den letzten Tagen des Monats noch einen Sokult (zum zweiten Mal) mitzumachen, der in Akonangi selbst abgehalten wurde.

Das wichtigste Ereignis dieses Monats war der Tod des Herrn Müller, der mir so viele freundschaftli-

April 09 che Dienste geleistet hatte. Im Verlaufe von drei Tagen wurde Herr Müller schwer krank – ich besuchte ihn und hielt sein Leiden für ein schweres Fieber. Da ich, der ich in Krankheitssachen vollständig unerfahren war, dem armen Müller nicht helfen konnte, machte ich ihm den Vorschlag, sich nach Ebolowa tragen zu lassen, um dort einen Arzt zu befragen. Ich selbst hatte ja damals, als ich vergiftet war, es für das Beste gehalten, sofort den Platz zu verlassen – schon allein, weil die Veränderung so viel ausmacht. Leider wies Herr Müller meine dringenden Ratschläge mit einem gewissen Trotz energisch von sich.
(– d. 25. April 09 –)
Am nächsten Tage kam er zu meinem Erstaunen – ohne mich benachrichtigt zu haben – in einer Hängematte an meinem Haus vorbei: er hatte sich also offenbar meinen Vorschlag durch den Kopf gehen lassen und schließlich für richtig befunden. Ich sorgte mich, ob er auch wirklich sein Ziel erreichen würde, denn er hatte mir, obgleich bei Bewusstsein, doch den Eindruck gemacht, dass es nicht besonders gut um ihn stände. Jedoch tröstete ich mich damit, dass ich mich auch schon oft in solchem Zustand befun-

den man doch immer wieder heraufgerappelt hatte. Am 26. April kam am frühen Morgen zu meiner Überraschung ein Junge von Herrn Klett an mit einem "Brief". Mir ahnte schon nichts Gutes, aber ich war doch ungeheuer erschüttert, als Herr Klett mir mit kurzen Worten mitteilte, dass Herr Müller tot in der Hängematte gelegen haben, während Klett ihn angeredet habe. Ich möchte nun zum Begräbnis kommen. So ritt ich sofort ab, liess mich diesmal [illegible] ganz gesamt-bequemlichkeitshalber in der Hängematte tragen. In Bonkam traf ich schon Herrn Schultzik an, der von Menelle gekommen war. Hauptsächlich ~~Dann~~ drehte sich das Gespräch natürlich nur um den Tod unseres Landsmannes. Herr Klett – ein zielbewusster und durchgreifender Charakter – hatte bereits umständliche Erhebungen angestellt und teilte uns mit, dass Herr Müller offenbar von seinem Koch vergiftet wäre. Er meinte, dass die Leute ihm noch unterwegs nachgeholfen und Müller erdrosselt hätten. Der Grund der Vergiftung sei Rache ~~[illegible]~~ gewesen, ~~[illegible]~~ Herr Müller habe seinerzeit den Koch eines

Wir begruben Herrn Müller auf dem schönen Hügel in Bonkam, Herr Klett sprach ein paar Worte, und wir gaben eine Salve ab.

April 09 anderen Kaufmannes, Herrn Putzler, nach Ebolowa geschickt, weil der Koch Herrn Putzler vergiftet hatte. ~~[illegible]~~ Herr Klett erzählte uns bis in den späten Abend hinein vieles über diesen Fall, den er kannte, und andere Vergiftungsfälle; ~~[illegible]~~ ich berichtete von ~~[illegible]~~ meiner damaligen Vergiftung und so kamen wir in eine seelische Spannung, die besonders auf Schultzik wirkte. Wir hielten schliefen in der Nähe und vor dem Bett sagte ich zu Herrn Schultzik, mir wäre es als dass noch ein anderer unserer Bekannten gestorben sei und zwar dachte ich ~~[illegible]~~ an Tobelmann, über den wir vorher natürlich auch gesprochen hatten. Wir ~~[illegible]~~ wurde plötzlich beinahe ~~[illegible]~~ wieder besorgt, dass auch Tobelmann nicht mehr lebte, obgleich ich gar nichts über ihn wusste. Es ~~ist~~ war dies das einzige Mal in meinem bisherigen Leben, dass ich eine "Vorahnung" hatte von einem Ereignis, das etwa zu dieser Zeit eingetroffen war, von dem ich aber gar keine ~~Ahnung~~ Kenntnis haben konnte. ~~[illegible]~~

Der Koch des Herrn Müller wurde am nächsten Tage nochmals verhört, Herr Klett nahm in unserem Beisein ein Protokoll auf und schickte den Koch gebunden nach

Cholera, so er, wie ich später hörte, hingerichtet worden ist. Auch diesen Tag noch war viel die Rede von dem schrecklichen Ereignisse. Herr Klett konnte nicht müde, seinen Schrecken zu schildern, als er ahnungslos die über die Morgenmatte gebreiteten Decken zurückschlug und im abendlichen Dunkel mit Herrn Müller, den er lebend glaubte, ein Gespräch führen wollte und ~~plötzlich~~ allmählich merkte, dass er einen Toten vor sich hatte. Die Leute hatten ihm nicht gesagt und dabei vielleicht auch nicht gewusst, dass Herr Müller gestorben war, sie hatten angegeben, er habe noch heute den Doktor gefragt, ob es noch weit bis dahin sei. Am Abend sprach der lebendige und geistig äusserst regsame Klett noch über ~~die~~ den idealen Kommunismus in einer beinahe dichterischen Art, so dass es ein Vergnügen war, ihm zuzuhören.

Durch ~~das~~ das Ereignis und unsere Gespräche war ich noch so erregt, dass ich es mit Freuden begrüsste, dass mich Herr Schultzick nach Ahorangi begleiten wollte, da er dort geschäftlich zu tun hatte. Am darauf fol-

April 09 genden Tage zog er wieder nach Moselle.

Von Hause traf im April eine Kiste mit Sachen für meinen Geburtstag ein. Auch bekam ich den erbetenen Proviant aus Kampo – waren doch wieder so gut wie alle europäischen Artikel, ja, sogar Zucker, ausgegangen. Von Mutter hörte ich, dass Vater in der Moltkestrasse gemietet hatte, natürlich, ohne an irgend jemand anders dabei zu denken, als an sich allein.

Nachholen muss ich, dass Mitte April alle Herren aus Ambam in Ebomanyi waren, ausserdem ein neuer Herr, Hücker, der Elefanten jagen wollte. So verlebten wir einen angeregten und netten Tag bei Herrn Müller. An diesem
Siehe Mappe von Span. Guinea
sind auch die Bilder 53 u 54 aufgenommen.

An Fleischnahrung hatte ich keinen Mangel, da der Pygmäe, den mir Herr Klatt überlassen hatte, sehr häufig Antilopen brachte, an einem Tage sogar zwei.

Mit der Unzuverlässigkeit meiner Leute hatte ich auch hier zu kämpfen. Mbejon erlaubte sich so grobe Übergriffe gegenüber den Eingeborenen, mit denen ich mich doch berufswegen gerade jetzt besonders gut stel-

len musste, dass ich ihm ein Palaver machen musste. Er war eigentlich mit Frauen gesegnet, ich hatte die Absicht, ihm eine Lehre zu erteilen und hoffte, ihn am Ende klein zu kriegen. Indessen kam er dieser gütlichen Lösung der Angelegenheit zuvor, denn, während ich zum Baden ging, sollte er die Frau, die ihn gescholten, durchgeprügelt haben – jedenfalls war er auf und davon, und ich hatte jetzt nicht mehr genügend Leute, Macht und Zeit, ihn nun des Prinzips halber verfolgen zu lassen.

1–5 Mai 09 Wer das wissenschaftliche Material, das ich im Pangwewerk zusammengestellt habe, gesehen hat, wer meine Schilderung der Religion und der Kultfeste, die ich dort gegeben haben, gelesen hat, wird verstehen, dass mich der Gedanke, dass dieses Material könne durch die Gefahren eines längeren Aufenthaltes in Frage gestellt werden, reichlich nervös gemacht ~~hatte~~ machte. Ich wusste sehr wohl, dass es selbstverständlich noch viele Seiten des Volkslebens – sowohl materieller, als geistiger Natur – gab, die noch hätten erforscht werden können. Im Grossen und Ganzen aber ~~habe~~ besass ich doch

1-5 Mai 09 nun eine auf ziemlich allen Gebieten, besonders dem der Religion, vollständige Übersicht über die Kultur der Pangwe, wenigstens ihres Kernteiles, der Ntum und Fang. So brachte es die Furcht vor dem allzulangen Verweilen an *einem* Orte, wo sich meinem Gefühle nach die explosiven Stoffe anhäufen mussten, Stoffe, die das Zusammen~~leben~~treffen zweier so verschiedener Lebensanschauungen, wie eines systematischen, schöpferisch denkenden, als Hemmer (und nicht Antreiber!) auftretenden Forschers und eines verhältnismäßig freien und ungezügelten Volkes von impulsivem Charakter, erzeugen *musste*. Noch ~~[illegible]~~ grösser erschien mir die Gefahr ~~die~~ innerer Erregung, die meine stehenden Klagen über die "Unzuverlässigkeit" meiner Leute bewirkten. Mich leitete hier ein ganz richtiger Instinkt. (Der eigentlich meine beste Eigenschaft für den gefahrvollen, stillen Beruf ist). Wie richtig dieser Instinkt war, sollte sich schon bald genug herausstellen. Alles das bewog mich, wenigstens von Akonangi schon Anfang Mai aufzubrechen, trotzdem mir Dr. Kasuta in verschiedenen Briefen immer dringender ein längeres Verweilen gefordert

hatte. Er wollte auch versuchen, weitere Mittel zu bekommen. Aber verwirkten wir neue Versprechungen? Da ich (nun) auch persönlich immer weiter zurück~~kam~~, da ich nichts ~~mehr~~ verdiente – die Elefantenjagd, die in dieser Periode überhaupt kaum etwas einbrachte, hatte schon längst gänzlich aufgehört. ~~ist aber nicht~~ Nur zum Besten der Sammlung des Deutschen ~~Museums~~ konnte ich aber nicht länger im Innern Spanisch-Guineas bzw. in Südkamerun verbleiben. ~~wollte~~

So machte ich nun alles bereit zum Abmarsch ins französische Gebiet. Ich wollte über die französischen Stationen Ojem, Nkork nach Libreville (Gabun) gehen. Am 5ten Mai war alles fertig, so dass ich am

6 Mai 09 (Donnerstag) Abend vor Eintreffen der Post, die ich in dem 1½ Tagereisen südlich gelegenen Orte Bodo erwarten wollte, abmarschierte. Ich gelangte an diesem Tage bis Owöng.

7 Mai 09 (Freitag) Von Owöng nach Bodo.

In Bodo schlug ich mein Lager für mehrere Tage auf, um hier die Post abzuwarten und einige ethno-

logische Daten zu sammeln, die mir noch fehlten.

8-12 Mai 09

Bodo

Die Post langte an. Es kamen Briefe von Mutter und von Dr. Karutz. Letzterer, der inzwischen die Nachricht bekommen hatte, dass ich Mitte Mai durch Gabun an die Küste marschieren würde, stellte mir das dringende Verlangen, ich müsste unter allen Umständen noch ein halbes Jahr dableiben. Seine Aufforderung war in einem solchen Tone gehalten und mit derartiger Bestimmtheit vorgebracht, dass eine Ablehnung einen ernsten Missklang in unser Verhältnis bringen musste. Ich regte mich innerlich über diesen Brief sehr auf. Es war mit die Ursache, dass ich von nun an begann, meine Augen anderswohin zu richten, um an anderer Stelle etwas Neues zu beginnen. Das war gewiss ein grosser Fehler, den ich in meinem späteren Leben büssen musste. Denn eine materielle Basis für einen Aufstieg konnte mir nur das Lübecker Museum und mit ihm Dr. Karutz bieten. Jedenfalls war es ein schweres Verhäl-

den ~~...~~ im Pangwegebiete nicht zu denken – ~~...~~ mein natürlicher und richtiger! Instinkt sagte mir zu deutlich: "jetzt ist es die höchste Zeit, wegzukommen, später ...." Jetzt endlich kamen die neue Sendung von phonogr. Walzen und photogr. Platten an, diesmal endlich unzerbrochen in starken Kisten. Für letztere war es indessen zu spät ich konnte keinen Gebrauch von ihnen machen. Dagegen wurden die Walzen mit Eingeborenengesängen usw. bespielt

13 Mai 09 (Donnerstag) Heute machte ich Schluß mit den systematischen und intensiven völkerkundlichen Forschungen. In Zukunft auf dem Marsche konnte ich nur das mitnehmen, was der Zufall bot. Wo aber auch dies nicht einmal "mitgenommen" werden konnte, ahnte ich heute noch nicht. Ich marschierte von Bototat und schlief in Ngong-ajat.

14 Mai 09 (Freitag) Der 14 Mai war ein bei diesen Tag in der Ordnung. Ich ging von Ngong-ajat bis Nden.

Am Spätnachmittage geschah hier etwas, was sich bei Negern selten begibt. Die Ndumjungen, meine alten Boys: Asauri, Manzöö, Abaa und Tsend

hatten sich zusammengetan und stellten mir die Schlechtigkeit meines Hauptboys und Faktotums Schok auf, obgleich Schok noch ~~[illegible]~~ in meinen Diensten (und für mich doch noch immer der alte war.

Das kam so: die Träger aus Ukonongo und Bodo waren sämtlich fortgelaufen, nachdem schon am Tage vorher ein Teil ausgerissen war. Ich war über dieses Unglück wieder ganz niedergeschmettert, denn es war gewiss, dass nun dieselben Palaver losgingen, die ich schon auf der Hinreise von Kampo nach Ukotentongan zur Genüge kannte. Noch stand ich unter diesem traurigen Eindruck, da zogen mich die vier Wanra beiseite und teilten mir mit, dass niemand anders, als Schok, die Leute aufgefordert hatte, wegzulaufen. Und nicht nur das: es kam jetzt heraus, dass Schok und Ngoa die Wasanangs in Ukotentangan aufgehetzt, meine damaligen Leute veranlasst hatten, wegzulaufen, und, nach Meinung der Wara, war es höchstwahrscheinlich, dass Schok mir das Gift ins Essen getan hatte, an dem ich damals beinahe zu

Gesandte gegangen war. Wenn nicht diese Angaben, die mir die Jungen welche im Pongwe gaben (denn alle konnten nur wenig englisch) so bestimmt und sicher vorgetragen wären, hätte ich diese Ungeheuerlichkeit meines so bevorzugten Dieners nicht für möglich gehalten. Hatte ich doch nicht einmal ähnliche Anschuldigungen gegen Schok, die Herr Schultzick aus Mojolle vorgebracht hatte, für möglich gehalten. Auf diese Mitteilungen, die mich wie ein Schlag trafen, folgten andere, als die ersten waren, dass endlich mein Glauben an Schok ins Wanken geriet. Diese Mitteilungen bezogen sich auf gewisse Dinge, die ich hier nicht erwähnen kann, die aber für mich damals ebenso schwerwiegend waren, wie die ersten. Durch zahlreiche Diebstähle und anderer & Vertrauensbrüche zeichnete sich Schok.

Ich war wie aus allen Himmeln gestürzt, als ich erkannte, dass ich einen wichtigen Verbrecher so nahe und für so lange Zeit um mich gehabt hatte. Ich konnte überhaupt noch dankbar sein, dass

ich diesen Verdächtigen nicht zum Opfer gefallen war. Jetzt auch wurde ~~mir~~ Dämmerschaft von mir empfunden, so-dass diese merkwürdige, mir selbst ganz unerklärliche Furcht vor irgend einer Gefahr, die von meinen eigenen Leuten ausgehen könnte, kam, worauf ich den "Instinkt" zurückzuführen hatte, der mich seit Bebai nicht lange an einem und demselben Punkte hielt.

Der grösste Schmerz war indessen der, dass ausgerechnet Shok, dem ich soviel getraut, ein solcher Schuft war. Unter diesem seelischen Erlebnis brach ich so zusammen, dass ich in den nächsten Tagen kaum einen Bissen zu mir nehmen konnte. Ich beschloss, diesen Menschen sobald als möglich unschädlich zu machen und dazu schien es mir am geeignetsten, ihn auf der Station Ujem in Haft setzen zu lassen.

15 Mai 09 (Sonnabend) Die Trägerschwierigkeiten, die durch das Weglaufen eines Teils der Ukonongoleute bereits in den letzten Tagen aufgetreten waren, nahmen, wie vorauszusehen, zu. Es war wieder grässlich: neue ewige Streitigkeiten mit einigen von vielen Leuten, das Zusammentrommeln

der Träger, das Drohen mit Gewaltmassregeln und das Locken der Häuptlinge mit Geschenken oder anderen Vorteilen. Dieser jämmerliche Zustand, das Nur-an-das-nackte-Leben-denken, erstickt jede Lust und Fähigkeit ~~für~~ zu Forschungen, selbst dann, wenn die Sorge um die Vorräte einmal einem eine kurze Atempause lässt. Dann will man eben sich nur einen Augenblick erholen. So war von nun an jede wissenschaftliche Arbeit bis Ojem unmöglich. Und dann kam etwas Neues, noch Schlimmeres.

Am heutigen Tage kam ich bis Elum, das schon ziemlich weit im französischen Gebiete liegt.

16 Mai 09 (Sonntag) Dieser Tag war ebenso ausgefüllt mit Sorge um das Vorwärtskommen, wie der vorige. Dazu litt ich unter dem seelischen Druck, in den die Wahrheit vom Schok mich versetzte. In Ongon (auf der Karte: Angon) blieb ich zur Nacht.

17 Mai 09 (Montag) Es war von hier nur noch ein Tagemarsch bis Ojem. Die Leute waren gerade wegen der Nähe der französischen Station von einer Unverfrorenheit

und Hergang, wie ich sie später im Gabungebiet noch stärker kennen lernen sollte. Ich sah, dass ich in Spanisch Guinea mit meinen paar lächerlichen Knarren ungleich einflussreicher gewesen war, wie die Franzosen mit einer Kompagnie "Tirailleurs." Nur unter Angebot unverhältnismässig reicher Geschenke und unter Aufwand aller erdenklichen politischen Kniffe, Drohungen und Versprechungen gelang es mir, meine Karawane weiter vorzutreiben und bis zur Station Ojem zu gelangen. Vorher hatte ich einen Jungen mit einer Benachrichtigung an den Kommandanten geschickt und er kam wieder zurück und voll von Staunen über die riesenhafte Grösse des "Ntangan" (Weissen), der dort hauste. Seiner Beschreibung nach musste es sich um einen weit über 2 m hohen Riesen, die man sonst nur aus Sagen kennt, handeln.

In der Tat empfing mich vor der Station ein riesenhafter stämmiger – ich glaube Bretone namens Levy. Seine volle um 1.90 m hohe Gestalt, ~~bildete~~

die mich erst ziemlich überragte, bildete einen lächerlichen Gegensatz zu dem kleinen Pygmäen, Monsieur Vigoureux damals in Betam. Jedenfalls nahm mich Herr Lévy sehr freundlich auf, setzte auf meine Bitten, wenn auch vielleicht nicht gern, Schok in Haft, so dass ich nun mehr von dem fatalen Einfluss dieses Halunken befreit war. Durch die Aufregung und den seelischen Schmerz der letzten Tage war ich körperlich sehr heruntergekommen. Die gute Verpflegung, die mir Herr Lévy angedeihen liess – auch ein ganz trinkbarer Wein fehlte nicht – und seine natürlich-freundliche Art taten das ihre, um mich wieder etwas hochzubringen.

Die Station selbst schien mir – so glaube ich heute aus der Erinnerung – in der Anlage nicht viel von Betam abzuweichen: Ein grosses viereckiges Wohnhaus des Kommandanten, in dem das Weib (die schwarze!) die Hauptrolle spielte, stand in der Mitte eines ziemlich freien Platzes, an dessen Seiten sich die Häuser für die Schwarzen, hier in erster Linie die Senegalesen,

befanden. Alles schien mir reichlich planlos und ohne auf Sicherheit Rücksicht zu nehmen, angelegt zu sein. Ich schlief mit meinen vier Mann in einem soliden Nebengebäude.

18 Mai 09 (Dienstag) Der heutige Tag war der Ruhe gewidmet, die ich auch ~~sehr~~ verdient und leider nötig hatte. Ich weilte fast nur bei Mons. Levy, der sich als liebenswürdiger und sorglicher Gastgeber erwies. Für Morgen war mein Weitermarsch angesetzt. Ich bekam jetzt aber einen Vorgeschmack der Verhältnisse in dieser französischen Kolonie, denn Mons. Levy erklärte es als äusserst schwierig, Träger zu bekommen. Gewalt wollte er aber in keiner, auch der leichtesten Form in Anwendung bringen. So sah ich die Senegalesen, die Levy ausgeschickt hatte, um Träger zu werben, meist ~~mit~~ ganz ohne Erfolg oder mit einer frechen Antwort, wie es Art der wilden Fangs war, zurückkehren. Aber unermüdlich war mein Wirt: es mussten immer neue Boten gehen und schliesslich am Abend hatte er es wahrhaftig dahin gebracht, genügend Träger — ich glaube, es

handelte sich nur um ein Dutzend oder höchstens 16 Lasten – auf den Stationshof zusammenzutrommeln. Er empfahl mir, die Leute gleich ~~mit~~ durch einen glänzenden Vorschuss geneigt zu machen. Unter ziemlichen Schwierigkeiten war ich dann endlich den Wünschen der Neger, die überdies alle Augenblicke geändert wurden, nachgekommen, ich hatte meine Stoffe in entsprechende Stücke geschnitten, wie sie die Leute haben wollten. Ich atmete geradezu auf, als alles erledigt war, musste ich doch nun, da Schick nicht mehr half, alles selbst tun, meine vier Leute hatten noch keine Ahnung von diesen Dingen. Lery war so freundlich, selbst die so ausgezahlten Leute ermahnen zu lassen, morgen früh auch rechtzeitig zur Stelle zu sein. So wäre auch diese Klippe umschifft – dachte ich!

19 Mai 09 (Mittwoch) Der Morgen brach an – und siehe da: Rings um das Haus auf dem Platz lagen die Laden, die ich den Trägern als Vorschuss gegeben hatte – in einzelnen, oft ziemlich weit von einander entfernten Partien, so wie die einzelnen Leute sie gerade hingelegt hatten.

Mir wollte vor Staunen der Mund offen stehen bleiben.
Natürlich dachte ich nichts anderes, als dass der
Kommandant jetzt die vertrags-
brüchigen Leute durch seine riesige Militärmacht
zwingen würde, die Lasten aufzunehmen. Aber ich hat-
te mich gründlich getäuscht: er nahm diese Unver-
schämtheit der Neger wie eine gottgegebene Sache
hin und fügte sich einer höheren Macht. Ich glaube –
genau weiss ich das nicht mehr – dass er selbst wohl
gerne etwas energisch gegen die Fangs vorgegangen wäre –
jedoch hatte er Angst oder Order von seiner Regierung.
Ich dachte: Na, dann hätte mal ein Alter von Tho-
lentangen passieren sollen, und lange dauerte es,
bis ich mich daran gewöhnt hatte, dass die Macht
Frankreichs noch bei weitem nicht an die eines "Königs
von Spanisch Guinea" (der ich gewesen war) heranreich-
te. Indessen tröstete mich Mr. Lery damit, dass er
veranlassen wolle, mir seine eigenen Lastträger zu
geben, denn seine Ablösung, Mr. Maignan müsse
heute eintreffen und da könne er dann vielleicht denen

Träger nehmen. In diesem Falle zeigte es sich besonders deutlich, wie wichtig es gewesen war, dass die französische Regierung offiziell von der deutschen über das Eintreffen meiner Expedition unterrichtet war, denn Mr. Lery hatte die Weisung, das Schiffchen, um sich und meine Expedition weiter zu befördern, so dass sich ~~sie~~ seine ausserordentlichen Maßnahmen auf diese Weisung stützen konnten. Wer weiss, wie es mir sonst gegangen wäre!? Obgleich ich die Hoffnung des Kommandanten betr. des Anlangens seines Nachfolgers in das Reich der Utopie verwies, so war ich doch über die mir gemachte Zusicht froh und sammelte ein wenig "geduldig" und einschliesslich der "Schlappheit" der Franzosen fluchend, meine "Musterproben" wieder ein. Ein wenig erstaunt war ich aber doch, als gegen Mittag unerwartet Mr. Maignan ankam, und ich nun sofort abziehen konnte. Meinem liebenswürdigen Wirt dankte ich herzlichst für seine Güte. Dann ging es fort. Jolek wurde ausgeliefert und musste die schwere Kiste mit Tauschwaren in einem
(auch zwei Soldaten bekam ich mit)
Dickkoffer gepackt tragen. Ich kam bis Nemayong

(Malene
2. Karte)

20 Mai 09 (Donnerstag) In der Nacht entlief Schok. Er war ja nicht gefesselt. Vielleicht hatte er auch mit dem einen Soldaten, der vorzüglich Pidgeon-english sprach, gemeinschaftliches Spiel gemacht oder dieser hatte gar Auftrag, ihn entlaufen zu lassen. Kurzum und gut – er war weg. Zuerst ärgerte ich mich ein wenig, dass er so ohne Strafe ausging, aber auf der anderen Seite sagte ich mir, dass die Franzosen den Neger aus deutschem Gebiet nicht wohl bestrafen konnten oder nicht gern wollten, umsoweniger, als nur die vier Mann als Zeugen da waren. Nun jedenfalls war ich durch die Affaire Schok um eine, freilich herbe, Enttäuschung reicher. Die Tischkiste, die er getragen hatte, musste ich freilich ~~[illegible]~~ in Nemayong zurücklassen. Der Verlust war ein pekuniärer, mehr nicht, da ich sowohl Trunkwaren ja doch nicht mehr verwenden konnte, nun, wo ich die Lohnträger bis Libreville hatte. Da ich für die Bezahlung von Lebensmitteln u. dergl. noch Waren hatte, an ein Kaufen von Eingeborenensachen wegen des Trägermangels allein schon nicht zu denken war, so war mir der Verlust nicht allzuschmerzlich, am meisten

ärgerte mich der Verlust des Koffers.*

Ich marschierte bis an den Uelle (Wolo) und setzte hier über den Strom. Dem hinunterfließenden Wasser gab ich einen Gruß für Uelleburg (den einstigen) mit. Auf der anderen Seite liegt eine Faktorei der Gesellschaft Ngoko-Sangha. Hier lernte ich Herrn Damame kennen, der mich mit französischer Liebenswürdigkeit aufnahm.

Von Ojem an waren übrigens die Wege fürchterlich, unter aller Kanone. Es war überhaupt nichts, rein nichts getan. Alles lag wie im Urzustande. Mich wunderte dies umsomehr, als doch die Strasse nicht weniger als drei französische Militärstationen: Ojem, Betam und Mimvoul mit der Küste verbindet. Da die Gegend auch noch wenig bevölkert war – wenigstens nicht so dicht, wie in Spanisch-Guinea um Ebolo-Taagan herum und in Südkamerun, so wurde der Marsch zu einer schauderhaften Strapaze. Streckenweise wurde ich lebhaft an manche Teile des Bassagebietes erinnert, die ich damals auf der Reise nach Jaunde durchzog, so z. B. einmal, wo wir über eine alte verwachsene

* Später ist dieser Koffer durch die französische Regierung dem deutschen Konsul in Libreville eingeliefert u. der Inhalt (für Entschäd.) verkauft.

Form Laubhütten wurden, meistenteils überlegene Baumstämme. Hinzu kam, dass die Fangs entsprechend der Untätigkeit der Franzosen von einer Frechheit waren, die jeder Beschreibung spottete. Sie wollten nicht einmal Verpflegung für mich, z.B. Hühner bringen bzw. verkaufen. An anderen Plätzen war die Lage so, dass jeden Augenblick die Gewehre der Fangs losgehen konnten. Einmal standen alle Männer mit erhobenen Gewehren auf dem Dorfplatz und liessen mir sagen: wenn ich Steuer eintreiben wollte, so könnten wir uns gleich herumschiessen. Sie beruhigten sich erst etwas, als meine beiden Soldaten versicherten, ich wollte nur durchziehen. An einer Stelle wäre mir beinahe ein Unglück passiert, das wobei den latenten Kriegszuständen zu unabsehbaren Folgen hätte führen können: Unterwegs hörten ich plötzlich, mit einem Negerjungen zusammen – es war Abend – ein Rauschen zu Seiten des Weges und wir sahen auch etwas Dunkles sich blitzschnell in den Büschen bewegen. Der Junge rief: "Schiess schnell – es ist Schwein

Ich konnte nichts erkennen, verliess mich aber diesmal auf das „bessere Auge" des Naturkindes und schoss auf das dunkle Etwas, das der Junge mir zeigte, glücklicherweise mit einem Karabiner. Wir drangen dann in das Dickicht ein und was fanden wir: ein junges Weib hatte sich hier versteckt. Es war zu meiner Freude heil und ganz. Doch nachträglich bekam ich einen Schreck über das Ereignis und schwor mir, auf die impulsive Natur der Neger, zumal, wo es sich um Jagdliches handelte, nicht mehr hereinzufallen. Es blieb mir also nur noch übrig, tüchtig auf meinen Begleiter zu schimpfen und im Dorfe eine Rede über die Unvorsichtigkeit der Weiber zu halten, die aber wenig Eindruck machte, da ja die Frau nicht verletzt war. Überhaupt bot der Rückmarsch eine ununterbrochene Reihe von Strapazen und Schwierigkeiten aller Art, obgleich ich doch diesmal durch das Entgegenkommen der franz. Regierung nichts mit Trägerschwierigkeiten zu tun hatte. Und diese Schwierigkeiten nahmen nach der Küste hin zu, anstatt, wie ich sehnlichst hoffte, ab!

21 Mai 09 (Freitag) Ich marschierte bis Ubane (Bani d. Karte) hier sind wir schon nahe der spanischen Grenze.

22 Mai 09 (Sonnabend) Es ging jetzt in spanisches Gebiet hinein. In Akulesdok (Akaren~~[illegible]~~dzork der Karte) schlief ich.

23 Mai 09 (Sonntag) Von Akulesdok ging ich nach Sdok (Nsork), einer französischen Militärstation, in der sich indessen kein Weisser aufhielt. Es waren nur ein paar schwarze Soldaten anwesend. Dass die Franzosen eine Militärstation weit in spanischem Gebiet anlegen, ist doch eine ordentliche Frechheit, wenigstens sollte das mir so scheinen (bitte nicht mit der Frechheit zu vergleichen, ~~[illegible]~~ mit der ich mich zum König von Span. Muni machte!) Dann ging es weiter bis Akiesdok (Akie~~[illegible]~~dzork der Karte), einem grossen Dorfe, wo ich schlief. Auch dies liegt noch auf spanischem Gebiet.

24 Mai 09 (Montag) Von Akiesdok nach Akan (Akam d. Karte) dies Dorf liegt auf spanischem Gebiet, aber hart an der Grenze.

25 Mai 09 (Dienstag) Akan-Embejen (Mbejen)

26 Mai 09 (Mittwoch) Embejen – Anguma (Abu-Angum auf d. Karte)

27 Mai 09 (Donnerstag) Anguma – Ebibilen (Ebibilene)

28 Mai 09 (Freitag) Ebibilen – Ndotok (Narok d. Karte). In Ndotok traf ich einen französischen Offizier, Mr. Vortot, einen äusserst gebildeten und wissenschaftlich interessierten Mann, mit drei französischen [illegible], die fast alle mit stattlichen Vollbärten ausgestattet waren, so dass sie viel älter aussahen, als sie waren. Ich verbrachte mit den Herren – Mr. Vortot sprach recht gut deutsch – einen angenehmen Abend bei Grammophonkonzert. Die Kaufleute wollten hier bleiben.

29 Mai 09 (Sonnabend) Mit Mr. Vortot marschierte ich weiter. Wir kamen bis Atom (Aton der Karte).

30 Mai 09 (Sonntag) Von Atom mit Mr. Vortot bis zur französischen Station Omvan. Die Station ist sehr hübsch frei gelegen, umrahmt von Bergen. Wir wurden hier zum Abendessen eingeladen, zu dem einer der Herren mit Dynamit aus dem Kongo eine [illegible] Fische holte. Jedenfalls war ich froh, mal wieder etwas ordentliches zu essen zu bekommen.

31 Mai 09 (Montag)

Mr. Lortot blieb in Omvan zurück. Mich drängte es, schnell an die Küste zu kommen.

Der Marsch, der aber in den nächsten vier Tagen folgte, war überhaupt nicht zu beschreiben. Es ging nämlich durch die Kristall-Berge und hier konnte man ~~überhaupt~~ nicht mehr von einem Wege reden. Es ging über Steine, durch Klüfte, auf schmalem Pfad über Bergkuppen. Für einen frischen jungen Mann möchte der Weg nichts weiter als eine ziemlich anstrengende "Tour" bedeuten, für mich, geschwächt durch den langen Aufenthalt im Innern, fast gebrochen durch die furchtbare Erfahrung mit Schok, bedeutete die Überwindung dieser Strecke eine Qual, zumal es auch noch vielfach in Strömen goss. ~~Fr~~ So war es natürlich, dass gleich an diesem Tage bei mir ein Fieber zum Ausbruch kam. Klitschnass mit nahezu 41,5 kam ich im Dorfe Madoshi (Ketsche der Karte) an. Schon gleich, als ich eine Hütte laden wollte, um mich dort auf mein Bett zu werfen, kam es zu Streit mit den Eingeborenen. Der Wirt

nämlich, der die Hütte gehörte, fing an zu schimpfen und sogleich rotteten sich die Männer zusammen, so dass ich in meinem kranken Zustande auf den Dorfplatz hinaus musste, um die Fang zu beruhigen. Obgleich ich auf Fang selbst mit den Leuten redete, sah die Angelegenheit so faul aus, dass sich der eine französische Soldat fortwährend vor mich stellte, um mich mit seinem Körper vor den Schüssen zu schützen, die jeden Augenblick loszugehen drohten. Endlich nahm aber der Häuptling ein Geschenk von mir an und die Gesellschaft beruhigte sich etwas. Zu essen gab es aber nichts ordentliches für mich – ich vermochte Kassave und so was garnicht zu mir zu nehmen. Es war ein böser Tag, dessen ich mich heute noch sehr gut erinnere; ich weiss auch noch, dass ich mich über den schmutzigen in Zustand, in dem sich meine Kindersachen befanden, und über die Ungeschicklichkeit der Loangoträger so ärgerte, dass ich bald einem dieser Menschen in meiner fieberischen Aufregung an die Gurgel gesprungen wäre.

Ein solcher Zustand, der im Extrem zum "Tropenkoller" führt, war mir sonst völlig fremd, aber die Leiden dieses Marsches brachten mich fast zum Wahnsinn. Dazu die Aussicht, morgen wieder weiter zu müssen, denn bei diesen dickfelligen Trägern war an unser Bleiben nicht. Die nächsten drei Tage ging es nicht anders als am ersten, wenn auch die Gefahr eines kriegerischen Zusammentreffens mit den Eingeborenen nicht mehr so gross war, wie in Madsaü. Gelebt habe ich während dieser drei Tage hauptsächlich von den Früchten des Kardamom, die wir unterwegs fanden, übrigens der Hauptnahrung der Menschenaffen. Wie ich am Endpunkt des Landmarsches, in Mpfoa (Mfoua d. Karte), angekommen bin, weiss ich nicht, jedenfalls war ich dem Tode ziemlich nahe und nur das Bewusstsein, dass hier meine Leiden ein Ende hatten, hielt mich aufrecht. Ich füge nun die letzten Tagemärsche an:

1 Juni 09 (Dienstag) Madsaü - Messom (Missone d. Karte)

2 Juni 09 (Mittwoch) Messom - Aböngsala

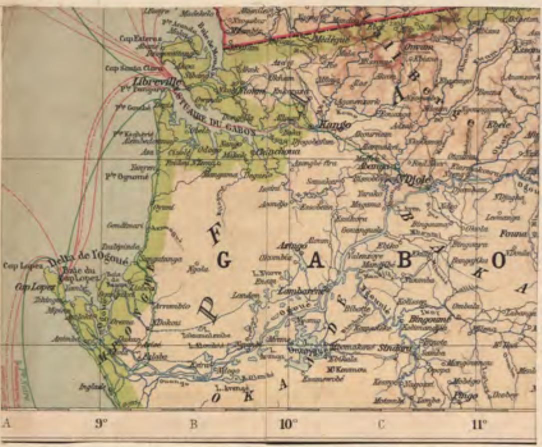
3 Juni 09
(Donnerstag)

Abongpale-Mpfoa (Mfoua d. Karte)

Hier befindet sich eine andere Faktorei der Gesellschaft Ngoko-Sangha, wo ich einen Herrn Braun kennen lernte. In meinem fieberischen und abgezehrten Zustande hatte ich aber wenig von diesem Aufenthalt. Heute erinnere ich mich kaum mehr an ihn, denn leider wurden meine Aufzeichnungen über meine Reisen immer kürzer, wenn ich in so anstrengenden ~~Reisen~~ Marsche durch die Lande zog.

4 Juni 09
(Freitag)

Endlich, endlich, endlich ein Vorwärtskommen ohne Strapazen. Ich mietete ein Kanu, in das meine Lasten und meine vier Ntumjungen kamen, und fuhr damit den Mbeifluss hinunter bis Kango. Wie eine Erlösung begrüsste ich das ruhige Dahingleiten des Kanus mit der Strömung, ich genoss das ganze Bild, das sich mir auf der Fahrt bot, wie im Traum. Ich fühlte langsam, dass mir neue Kräfte kamen, wo dieser böse Rückmarsch ein Ende hatte. Nach zwei Stunden kamen wir zu einer Faktorei von Hatton u. Cookson, Ayeme. Sie liegt geradezu idyllisch


Libreville
Cap Esteras
Cap Santa Clara
Estuaire du Gabon
Kango
N'Djolé
Chinchoua
Delta de l'Ogoué
Cap Lopez
Baie du Cap Lopez
Lambaréné
Ogoué
Bingoumé
Sindara
P
F
G A B O
A
9°
10°
11°
A
B
C

am Fluss. Hier siedelte ein alter "Sabonese" (Franzose), Mr. Bellière. Dann weiter. Bald verbreitert sich der Fluss, links liegt Nagenage, rechts der Posten Kango. Auf dem linken Ufer steht eine Faktorei von John Holt u. Co., wo ich von einem freundlichen Engländer, Mr. John, aufgenommen und erfrischt wurde. Bei ihm blieb ich in anregender Unterhaltung auch den Nachmittag u. Abend.

5 Juni 09
(Sonnabend)

Um nach Libreville zu kommen empfahl mir Herr John einen Segler Schoner zu benutzen, der morgen dorthin gehen sollte. Zwar war der alte Kasten alles andere, als vertrauenerweckend - aber ich hoffte, noch am selben Tag mein Ziel zu erreichen. So schiffte ich mich auf dem Pinguin, wo ich photographierte - Abb. 269 u. 270. (Auf Abb. 269 ist der schwarze Kapitän mit seiner Frau zu sehen.) So froh ich war, dass wir unterseeischen Landmärsche aufgehört hatten, so wenig erbaut war ich doch von dieser langweiligen Art des Vorwärtskommens. Da meist ruhig Wind war, wenigstens dort, wo sich der Fluss noch nicht zum Becken verbreitert, so musste mal gepaddelt werden, wo Strömung war, liessen wir uns auch einfach treiben,

[illegible], die Leute hatten ja keinerlei Eile. Auch vertrieben sie sich die Zeit mit Fischen. So wurde es mir klar, daß ich die Nacht an Bord zu verbringen hatte. Glücklicherweise befand sich eine Kajüte auf dem Schiff, und ich mir konnte auf dem Bett das Lager bereiten. Hart genug war es freilich. Wir befanden uns dicht vor Donghila (Mission)

6 Juni 09 (Sonntag) Am Morgen kamen wir in Donghila an. Ich sah mir die Missionsstation und die Kirche an, in der bereits Gottesdienst war, gehalten von den immer liebenswürdigen Franzosen, die mir hier in Gestalt von Missionaren entgegentraten. Dann ging es weiter. Wir befanden uns jetzt schon in dem breiten Becken, das viel länger und einheitlicher gestaltet ist, als das von Duala. Eine isolierte Insel liegt in der Mitte, die ich auf Abb. 270 auf die Platte bannte. Hinter ihr sieht man als schmalen Streif das Festland. Auf d. Karte (vorige Seite) ist sie gerade zwischen dem R von ESTUAIRE DU GABON eingezeichnet. Hier spürte man überall die Seebrise und ich atmete wirklich auf. Um 5 Uhr nachm. kamen wir endlich nach Libreville, jedoch dauerte es noch eine ganze

Zeit, ehe ich an Land kam. Es war die Dunkelheit schon eingebrochen, als ich die Treppe zum Hause des deutschen Konsuls Schrader hinaufstieg.

Während mich ~~selbst~~ auf der ganzen Reise die Franzosen, auch wenn sie von meiner Expedition nicht unterrichtet waren, und ebenso die Engländer in der liebenswürdigsten Weise, wie es eben in jenen Zeiten im Verkehr? gesellschaftliche Sitte war, aufgenommen hatten, empfing mich dieser "deutsche Landsmann" in einer unverschämt unfreundlichen Weise. Und das trotzdem er über mein Kommen offiziell und nicht offiziell unterrichtet war. Freilich befand ich mich ja in einem abgerissenen Zustand, da natürlich meine Anzüge sämtlich alt und verbraucht waren. Wenn ich nur etwas Selbstbewusstsein gehabt hätte (das mir durch meinen Vater ausgeprügelt war), so hätte ich unverzüglich das Haus dieses Rüpels verlassen und mich in eine englische oder französische Faktorei begeben müssen. So aber ließ ich mich auf weitere Gespräche ein, bis endlich sein echter Deutscher auftauchte und etwas zugänglicher wurde. Am Ende brachte

er allerhand versteckte Entschuldigungen vor – er hätte nicht recht gewusst, wes Geistes Kind ich wäre, sich aber im Verlaufe des Gespräches überzeugt ...
So wurde schliesslich ~~das~~ ein Einvernehmen hergestellt und ich blieb trotz meiner Empörung über diese Art der Behandlung, denn ich war todmüde, hungrig und hatte durch die Strapazen der Reise meine Spannkraft verloren.

7.–12. Juni 09

Libreville.

Nachdem ich mich am nächsten Tage eingekleidet und wieder menschlich gemacht hatte, fühlte ich mich selber schon ganz anders und merkte, dass Mut und Kraft langsam zurückkamen. Einen grossen Teil trug dazu die glänzende Verpflegung bei, die ich im Hause des Herrn Gebauer genoss – sorgte doch eine Frau, die irgend einer mittelländischen Nation angehörte, für gute Küche. Wie ich diese heute finden würde, weiss ich nicht, damals nach den furchtbaren Entbehrungen und den vielen Hungertagen kam mir alles geradezu schlemmerhaft vor. Die Abende verliefen

ganz angenehm im Gespräch mit Herrn Schrauer, der
ein ganz alter (gut oder etwas verkommener) Afrikaner
war, Leute weiter gut kannte und vieles, auch von
Kameruner Bekannten und früheren Potentaten, zu
erzählen wusste. Er wurde immer gesprächiger und
ließ sich, als ich ihm einmal meine Verwunderung
über seine Unfreundlichkeit im Anfang aussprach,
dazu herbei, sich so quasi zu entschuldigen und seine
Haltung damit zu erklären, dass oft verschiedene
„Reisende" zurückgekommen und bei ihm gewohnt hätten,
die sich übel benommen und (als) undankbar erwiesen ~~benommen~~
hätten. Aber so alle Gut- haltloser Gefühlsmenschen,
die anfangs jedem x-beliebigen, jedem offenbaren Hallun-
ken in ihr Herz einschließen, dann enttäuscht einst
nur umsomehr allen, den Anständigen am meisten,
misstrauen. Denn Gefühlsmenschen, denen der „liebe
Gott" vergessen hat, etwas Verstand mitzugeben, sind
so gute Menschenkenner wie der Ochse Bibelkenner. So
kam ich im Ganzen zum Schluss, dass Herr Schrauer „im
Grunde" kein eigentlicher Ekel war, als das er erschienen
war.

Die Tage in Libreville waren in erster Linie der Erholung gewidmet, die ich wirklich sehr nötig hatte. Nach der Stärkung meiner leiblichen Bedürfnisse streckte ich mich im Liegestuhl aus und träumte wieder (wie immer) im Anblick des blauen Meeres und der köstlichen Kokospalmen, deren Fiedern in der leichten Brise zitterten, von kühnen Ruhmestaten!

Ach, ich Tor!

Eines einzigen weiteren Ausfluges erinnere ich mich noch recht gut. Ich ging, vom Grauen gefolgt, nach einer deutschen Faktorei weiter oberhalb (ob es Owendo war?[1]). Hier empfing mich ein deutscher Faktorist, schon ein wenig älter, und nicht so unfreundlich, wie Herr Sebauer. Er veranlasste mich, die Nacht in seinem Hause zu verbringen. Wir waren recht vergnügt bei einem guten Tropfen. Heute ist das alles wie ein Traum, von dem ich nur wenig erinnere.

Meine Absicht war, den Ogowe hinaufzufahren bis Ndjole, um zu versuchen, mit den Fangs dieser Gegend in Berührung zu kommen und den Unterschied zwischen

1) wahrscheinlich: Glasstown

Ufern und Leuten des Span. Muni kennen zu lernen.

13 Juni 09 (Sonntag) Am Abend lief der Dampfer "Afrique" der Chargeurs Réunis ein, sollte aber erst morgen nach dem Süden weitergehen.

AFRIQUE, nouveau steamer à deux hélices (Chargeurs Réunis)
Courrier de la côte occidentale d'Afrique

14 Juni 09 (Montag) Am Morgen schiffte ich mich auf der "Afrique" ein. Ich wollte nach Kap Lopez. Meine vier Getreuen liess ich in Libreville. Gebauer wollte sie mit dem nächsten Dampfer nach Kribi schicken. Traurig standen die Vier auf der Landungsbrücke, als das Boot abging. Ich sehe

sie noch heute: sie hatten Thränen in den Augen, die Guten! Damals ahnte ich nicht, dass ich Yaoun und Abaa noch mal wiedersehen sollte.

Auf der "Afrique", als ich mich nun wirklich gebor-

41. - PAUILLAC. - Le Paquebot "Afrique" des Chargeurs Réunis - BR - 728

gen fühlte und wieder auf meinen geliebten Planken an Deck eines grossen Dampfers, war das erste, was ich tat, dass ich mir eine Flasche "Veuve Cliquot" – einen herrlichen Tropfen – zu Gemüte führte. In meinem Liegestuhl angesichts der schimmernden Küste mit ihren weissen Häusern

und prächtigen Palmengürtel erinnerte ich mich der Tage, die nun wieder in den Schoss der Vergangenheit zurückgesunken waren, freute mich, dass es mir gelungen war, die Expedition zur Erforschung des Pagwe durchgeführt zu haben, dass ich so viele gute Sammelgegenstände nach Lübeck und Berlin hatte schicken können, dass ich so vieles Neue, wie den Einblick in die Mysterien einer mir neuen, unerklärbaren Religion, hatte erfahren können. Ich dachte aber auch mit Schaudern an die unerhörten Strapazen dieser Expedition, an die Vergiftungen, die mich um ein Haar hingerafft hätten, an die furchtbare Erfahrung mit Sseck und an die Leiden des Rückweges.

Erst gegen Mittag war der Dampfer bereit, hinauszugehen und um 6 Uhr abends kamen wir vor Kap Lopez an. Die Nacht lagen wir vor dem Ort.

15 Juli 09 (Dienstag) Der Flussdampfer, der mich den Ogowe aufwärtsbringen sollte, die „Mautschi" legte sich zu Seiten der „Afrique", um Passagiere und Post überzunehmen. Der Flussdampfer war ein Raddampfer. Gegen Mittag war

Alles erledigt. Wir fuhren ein Stückchen noch durch die Meeresbucht und bogen dann in einen der Arme des Ogowe ein. Die Nacht fuhren wir durch.

16 Juli 09 (Mittwoch) Es ging den Fluß hoch, der jetzt breiter wurde. Gegen 4 Uhr trafen wir vor dem Posten Lambaréné ein. Gegen Abend ging es weiter. Als letztes der Häuser von Lambaréné verschwand die Anlage der katholischen Mission mit ihrer hübschen Kirche im Grau der Dämmerung. Diese Nacht wurde gestoppt.

17 Juli 09 (Donnerstag) Der Fluss wurde immer reizender, es erschienen Höhenzüge, die ihn einengten, zuletzt Berge. Das letzte Stück vor Ndjole erinnerte mich direkt an den Rhein, so dass ich diesen herrlichen Strom den Rhein Westafrikas nannte. Ndjole ist sehr ausgedehnt – eine Stunde vor dem eigentlichen Ort liegt die protestantische Mission. Gegen 5 Uhr kamen wir vor dem Orte an. Zuerst ging es an einer Pflanzung vorbei, dann kamen zwei englische Faktoreien, schliesslich die Faktorei der französischen Gesellschaft -Société Haut-Ogoué-, vor der der Dampfer anlegte. Zu meiner Freude lernte ich hier einen deutschen Herrn

kennen, Hahn mit Namen, der die Faktorei von John Holt leitet. Er lud mich zum Abendessen zu sich ein. Dann ging ich zum Dampfer zurück.

18 Juli 09 (Freitag) Morgens ging ich wieder nach der John Holt'schen Faktorei, wo ich von einem Galoa die Sprachprobe nahm, um mir einen Begriff von der Verwandtschaft ihrer Sprache zu verschaffen. Über die Stammeszugehörigkeit der Eingeborenen und die Möglichkeit, einem Pangwe kennen zu lernen, die hier zum Unterstamme der "Oschieba" angehören, konnte mir Herr Hahn nichts sagen, aber er schlug mir vor, mit mir nach der katholischen Mission zu fahren, die auf der anderen Seite des Flusses bei einer Insel liegt. Dort sei der Père Martrou, der sich viel mit völkerkundlichen Forschungen abgegeben habe. So fuhren wir hinüber. Père Martrou sagte mir, dass in Ndjole leider kein Oschieba zu bekommen sei und dass ich heute jedenfalls nicht zum Ziel kommen würde. Dabei sind auf den französischen Karte, z. B. von Avelot (Recherches sur l'Histoire des Migrations ... Paris MDCCCVI) in der

Umgegend von Volsole auf beiden ~~Seiten~~ Ufern des Flusses Pangwestämme eingezeichnet. Auf jeden Fall musste ich mich damit vertraut machen, hier länger zu bleiben. Wann der nächste Flussdampfer kommen würde, war unbestimmt, man glaubte in einem Monat. Geld hatte ich zwar durch Herrn Gebauer, dem es von Lübeck angewiesen war, erhalten, aber zur Ausrüstung selbst einer kleinen Expedition schien es mir nicht zu reichen. Es wäre für meine Pangwemonographie vielleicht sehr günstig gewesen, wenn ich noch einen Monat geblieben wäre, aber ich war etwas nervös geworden (was ja kein Wunder war) und allen, auch kleineren Abenteuern, wie sie mir hier unvermeidlich schienen, durchaus abgeneigt. Instinktiv fühlte ich, dass meinem Körper und vor allem dem Nervensystem nichts mehr zugemutet werden dürfe. Meinen Entschluss, weitere Untersuchungen aufzugeben und mit demselben Flussdampfer zurückzufahren, begründete ich vor mir auch damit, dass ich dann den einwöchentlichen Aufenthalt in Madeira eingerechnet-

G A B O N
9°
10°
11°

zum Winter nach Deutschland kommen würde, was sie
in Rücksicht auf die nötige Kräftigung des Körpers
auf alle Fälle vermeiden wollte.

Der Dampfer sollte aber mittags, um 2 Uhr,
zurückgehen. So fuhren wir bald wieder fort, ~~[illegible]~~
damit ich zur rechten Zeit an Bord sein könne.
Es gab aber noch viel zu laden. Wir merkten bei den
Franzosen fehlte es an entsprechenden Leuten. Herr
Hahn ging erstmal in seine Faktorei zurück, um
Mittag zu essen. Später kam er wieder, begleitet
von Mr. Sutherland von Hatton & Cookson, um mir
Lebewohl zu sagen. Erst um 4 Uhr ging es wieder
stromab. Am Ufer blieb winkend Herr Hahn und
sein Begleiter zurück. Dann flogen wir talab. In
der Nacht stoppten wir.

19 Juni 09 (Sonnabend) Morgens fuhren wir in die Ngouniemündung
ein, um nach Sindara hinaufzugehen. Hier, wo sich
ein Posten befindet, langten wir gegen Abend an.
Neben einigen englischen Faktoreien befindet sich eine
Niederlassung der Société Haut Ogooué sowie eine

katholische Mission über. Vor dieser lagen wir nachts.

20 Juni 09 (Sonntag) Von der Mission fuhren wir um 7 Uhr, von dem unterhalb gelegenen Posten um 8 Uhr ab. Dann die Ngunie abwärts. Am Nachmittage lief der Dampfer auf eine Sandbank. Der französische Maschinist musste die Maschinenteile herausnehmen und reinigen, da Sand hineingeraten war. Er tat das unter einem Schwall von Sacres und allen möglichen Flüchen, wie ich sie in dieser Reichhaltigkeit noch selten gehört hatte. Seine armen Schwarzen schnauzte er an wie ein Dressurmeister und behandelte sie überhaupt wie Vieh. Mir taten sie leid, zugleich bewunderte ich den Muskelbau und stattlichen, schönen, selten harmonischen Körperbau vieler dieser schwarzen Helfer. Endlich waren wir wieder flott, das komische Rad arbeitete wieder und wir kamen auch ohne weiteren Unfall nach Lambarene, von wo wir noch vor Eintritt der Nacht abfuhren. Während der Nacht aber lagen wir still.

21 Juni 09 (Montag) Mit ewigem Bedauern sah ich das Ende der schönen Fahrt herannahen. Ich genoss noch sehr die

reizvolle Landschaft, die von vielen Wasservögeln belebt war – bis wir in die mir genugsam bekannte Man-groven~~[illegible]~~gegend kamen. Um 6 Uhr abends trafen wir vor Kap Lopez ein.

Damit war meine zweite Afrikareise abgeschlossen.

Teil 4.

Zweite Rückreise nach Deutschland

22 Juni 09 (Dienstag) Morgens um 7 Uhr erschien, von Süden zurückkommend, die "Afrique" vor Cap Lopez. Gegen 10 Uhr schiffte ich mich ein, nachdem ich vorher noch die paar Faktoreien, die es in Cap Lopez gibt, besucht hatte. Um Mitternacht erst fuhr der Dampfer ab.

23 Juni 09 (Mittwoch) Schon um 6 Uhr morgens kam Libreville in Sicht. Um 8 Uhr warfen wir Anker vor der Stadt. Ich machte mich dann eilig auf, an Land zu gehen, die Koffer, die ich bei Herrn Gebauer gelassen, in Empfang zu nehmen ~~und~~ die Post abzuholen. Zu meiner Freude bekam ich noch die Kiste mit (Wäsche,) Anzügen u. Wäschestücken (Unterzeug) für die Mission aus Madeira, die ich in Lübeck bestellt hatte, sowie viele Post. All das war mit dem deutschen Dampfer gekommen, der kurz vor uns am Morgen eingelaufen war. Von Herrn Dr. Karutz traf ein dringender Brief ein, zurückzukehren, zugleich ein Kabel mit derselben Aufforderung. Diese Starrköpfigkeit war mir höchst peinlich, denn sie ergab einen unangenehmen Blick in die Zukunft. Da ich selbst keine Einnahmen hatte und ausserdem ~~noch~~ keinen anstellen konnte, als Herr Dr. Karutz, die ~~erst~~ noch die Bedingungen für

für einen Verlängerung der Expedition gegeben waren, wiewohl ich meinen Körper noch vermuten konnte, so regte mich dieses allerdings Einfühlen in meine Lage ein wenig auf. Allerdings hatte Dr. Kanitz mir einen Köder vorgeworfen: er wolle versuchen, für mich als Hilfsarbeiter am Museum 1200 M. jährlich zusammenzubringen. Das aber war mir nicht genug Geld; denn ich glaubte, nach den Entbehrungen, die ich in Afrika durchgemacht hatte, ein besseres Leben zu führen zu dürfen, als man für 100 Mark monatlich tun kann. So ist es zu erklären, dass ich nicht von Anfang an Alles daran gesetzt habe, diese Möglichkeit zu ergreifen und ein anderes zu Leben darauf aufzubauen. Dem widerstrebte auch mein Charakter: die Furcht vor dem ewigen Zwange, den ein „freier Mann", der sich Wind um die Nase hatte wehen lassen, ~~wie~~ die Abneigung vor einem ruhigen, langweiligen Beruf als Arbeiter an einem kleinen Museum einer „Kleinstadt" hätte in der Tat nur dann überwunden werden können, wenn ich Aussicht auf ein wirklich auskömmliches Gehalt gehabt hätte. Nun aber waren die 1200 M. jährlich ja überhaupt noch garnicht einmal sicher.

Dazu war es mir wirklich nicht nötig, noch einmal in den Busch zu gehen, zumal über die Mittel dafür noch garnichts verlautete. So kam mir beim Gegensatz in der Auffassung betr. die Dauer der Pangani-Expedition der Gedanken in mir hochkommen, mich nach etwas Anderem, nach einer freieren und besser bezahlten Stellung umzusehen. Ich begab mich also daran, an Onkel Johannes Meyer in London zu schreiben, ob es nur nicht bewerkstelligt sein könne, im Auftrag eines englischen oder amerikanischen (1) Museums zu arbeiten, vor allem eine Expedition zu machen. Eine wenig fromme Idee, wo ich doch noch garnicht bekannt war – aber wie so junge Leute sind, die den Feuerwein der Freiheit in vollen Zügen getrunken haben: unbändig, unverständig – so war auch ich.

Den Vogel, der morgens so früh singt, frisst am Abend die Katz!

Eine kleine Genugtuung bot mir übrigens ein Brief von Herrn Retzdorf, den ich auf der ersten Heimreise in Las Palmas kennengelernt hatte. Er schrieb mir, dass sich unter den von mir gesammelten Pflanzen eine neue

Leguminosengattung befände, die Prof. Harms mir zu Ehren Tessmannia nennen wolle.

Gegen Mittag fuhr ich mit meinen Leuten an Bord zurück und zwar in einem grossen Auswanderungsboot, das voller Senegalesen war, die in ihre Heimat zurückbefördert werden sollten.

Auf dem Dampfer war ich der einzige Deutsche. Bekannte hatte ich garnicht ausser Mr. Fortot, der aber in der zweiten Klasse reiste, während ich selbstverständlicherweise I^te fuhr. Als der Dampfer gegen 3 um 4 Uhr die Anker lichtete und das schöne, grosse Gabun hinter sich liess, beschlichen mich wieder dieselben Gefühle, wie ich sie auf der ersten Heimfahrt beim Abschied von Südkamerun gehabt hatte: Stolz auf der einen Seite, Wehmut, Schmerz und Trauer auf der anderen Seite. Man denke, was dazu gehört, um Trauer zu empfinden, nachdem ich eben aus dem Hexenkessel ~~[illegible]~~ von Spanisch Guinea mit heiler Haut herausgekommen, kurz vorher die ungewöhnlich schweren Strapazen des Rückmarsches aus dem Innern durchzumachen

gehabt hätte.

Oh glücklicher Enthusiasmus der Jugend, der für Phantome, wie Freiheit, Ruhm und andere hinreissend Werte hingibt.

"Die Lügnerin, gedungen vom Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten!"
(Schiller)

In meinem Gefühlsdusel forderte ich Gortot auf, den Abschied von Afrika mit mir zu feiern und lud ihn zu einem oder einigen Champagnercocktails ein, einem Getränk übrigens, das vortrefflich hergestellt wurde.

So trug uns der Dampfer in das Meer hinaus.

24 Juni 09 (Donnerstag) Ringsum das schöne Meer, das mich stets zu träumerischer Versenkung einlud.

Der Dampfer "Afrique" war ein schönes, grosses Schiff, ein Zweischraubendampfer von glänzender Seetüchtigkeit. Auch die Einrichtung erster Klasse liess nichts zu wünschen übrig. Schlecht dagegen die Verpflegung und vor allem der Tischwein, der frei war, und den ich "Chateau-Vinaigre" taufte, weil er einem Essigprodukt sehr nahe kam. Da dies Zeug war mir natürlich

unmöglich zu trinken. Ich bestellte daher einen eigenen Wein, wodurch ~~[illegible]~~ das Leben ziemlich viel teurer kam. An der Verpflegung konnte ich freilich nichts ändern, immer war es mir ein Trost, dass ich auf Französisch darauf schimpfen konnte und Tage mit recht guter Aussprache der Wörter, die mir die Franzosen, insbesondere Loitot, [illegible].

25 Juni 09 (Freitag). Um 9 Uhr morgens liefen wir Kotonou an, blieben den Tag davor liegen und fuhren abends weiter ab. Ich blieb an Bord.

26 Juni 09 (Sonnabend) Heute ging es an der Goldküste entlang. Man sah Cap Coast Castle u. Secondee liegen.

27 Juni 09 (Sonntag) Um 6 Uhr morgens vor Grand Bassam, mittags weiter.

28 Juni 09 (Montag) Morgens liefen wir Tabou, ein prächtig gelegenen Ort an der Elfenbeinküste an.

29 Juni 09. Heute fuhren wir [illegible]

30 Juni 09 (Mittwoch) Morgens langten wir in Konakry an. Da das Schiff erst mittags weiterfahren sollte, beschloss ich mit Loitot einen Ausflug an Land zu machen, um sich

auch noch mehrere andere Herren anschlossen. Es war ein
herrlicher, klarer Tag, und ich war wieder mal begeistert
von dem Blick, den man auf das Land hatte. Schön kegel-
förmig geformte blaue Berge sah man in der Ferne
über der baumbestandenen Steppe hervorragen.
An Land erfreuten wir uns über den Anblick einiger
ziemlich großer, splitternackter Senegalesen-
jungen, die an den Kanten des Ortes, wo wir herum-
schlenderten, spielten. Ich bewunderte nicht nur ihre
hervorragende Schönheit, sondern auch ihren kräfti-
gen Körperbau, auf den ich die Französin aufmerksam
machte. Sie stimmten mir lachend bei. Irgendwo an
Land, ich glaube im Hotel, lernte ich einen Deut-
schen kennen, ein Herrn Schlücke, der für Hagenbeck
Tierfang im Innern betrieb. Seine Erzählungen be-
über die Schönheiten des Landes – wie gern hätte ich
den großen blauen Kegelberg bestiegen, der mir aus
der Ferne zuzuwinken schien! – machten mich bald kran-
ken, und ich plante, mit ihm gemeinschaftliche Sache
zu machen und nach Kratzy zu kommen, wenn ich

mich in Deutschland ein wenig erholt hätte. Dass ich diesen Plan ganz ernsthaft nahm, viel ernsthafter sogar, als Herr Schlücke (das stellte sich später heraus) zeigt nur meine Abenteuerlust und meinen unbändigen Freiheitsdurst. Denn nichts anderes als "frei" musste ich sein. "Freiheit, die ich meine" sang ich. Auf die Freiheit machte ich selbst ein Gedicht, wie man sonst nur an seine Liebste tut. Kurzum – ich war ein richtiger Don Quixote. Nachdem ich mit Herrn Schlücke ~~auf~~ im Hotel zusammen gegessen hatte, begleitete er mich noch auf den Dampfer, um noch weiteres für die Zukunft zu verabreden. Wenn ich bestimmt zusagen könnte, also von Deutschland aus, sollte ich schreiben. – Um hier etwas vorwegzunehmen: ich habe es von Lübeck aus in zustimmenden Sinne getan und um Bestätigung gebeten – aber nie etwas von Herrn Schlücke wieder gehört und, wenn ich nicht irre, führten meine Ermittlungen bei Hagenbeck selbst zu keinem Ergebnis. Wenn nicht der Zufall sehr sonderbar mitgespielt hat, muss ich an-

nehmen, was Herr Schlieke unter "unsicheren Kantonisten" ist. Um 1 Uhr fuhr die "Afrique" ab.

1 Juli 09 (Donnerstag) Auf dem Dampfer lernte ich übrigens eine hohe Persönlichkeit kennen, nämlich Mr. Merwart, den Gouverneur von Französisch Kongo. Er interessierte sich für meine Expedition und bat mich, ihn in Fontainebleau zu besuchen, wenn ich nach Paris käme.

In ~~Libreville~~ Cap Lopez hatte ich eine Fahrkarte nach Dakar genommen, da ich in Libreville gehört hatte, dass eine gute Verbindung mit deutschen Schiffen von Dakar nach Madeira wäre, die "Afrique" aber nur Teneriffa anlaufen sollte, so dass ich auf jeden Fall einmal umsteigen musste. So passte mir Dakar ganz gut, denn ich brannte darauf, die wichtigste Stadt Senegals aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Jetzt stellte es sich leider heraus, dass in der nächsten Zeit von Konakry, nicht aber von Dakar eine Verbindung nach Madeira zu erwarten war. Ich hatte aber versäumt, in Konakry von Bord zu gehen.

Nun gedachte ich weiter zu fahren bis Teneriffe, wo man sehr häufig Verbindung nach Madeira hatte. Leider ging das nun nicht mehr, denn der Dampfer war überfüllt und der Kapitän hatte über meine Kabine von Dakar an schon verfügt. So blieb mir nichts Anderes übrig, als in Dakar auszusteigen und dort auf eine Verbindung nach Madeira zu warten.

2. Juli 09 (Freitag) Dakar. Ich nahm Wohnung im Hotel de l'Europe. Zuerst sah ich mir die Stadt an, die fast europäischen Charakter trägt. Grossartig und schön ist das grosse Gebäude des Gouverneurs. – interessant der Markt, auf dem ich die schönen Typen der Senegalesen und Senegalesinnen bewunderte. Letztere schritten aufrecht daher und trugen ein Wassergefäss oder eine Last auf dem Kopf. Wie anders diese Neger, als meine Südamerikaner! Das war ja ganz nett, zu sehen!

Aber, aber, aber, aber: jetzt kommt die unangenehme Seite Dakars, wenigstens in dieser Zeit, nämlich die Hitze. Also so etwas von Hitze, wie hier, habe

ich sie zuvor und auch kaum wieder später erlebt. Am Tage wäre ja Alles noch gegangen, aber selbst noch am späten Abend war es so bullenheiss, dass ~~selbst~~ sogar die Herren sich ihrer Kragen usw. entledigt hatten und fächelnd (jeder hatte einen kleinen Fächer in der Hand!) auf der Terrasse des Hotels sassen. Dementsprechend konnte ich kein Auge zu tun: ich lag völlig nackend auf der Decke, alle Viere weit von mir gestreckt und doch war ich am ganzen Körper feucht von Schweiss; legte man einmal die Hand auf die Brust oder die Beine übereinander, so wollten sie direkt festkleben

3-5 Juli 09. Am 3 Juli konnte ich noch an meinen Karten zeichnen – d. h. meine Routen i. Span. Guinea konstruieren (so gut wie das eben ging), aber an den nächsten Tagen fiel mir die Hitze derart auf die Nerven, dass ich entschlossen war, mit dem nächsten besten Dampfer, der einlief, fortzufahren – ganz einerlei, wohin. Die Auskünfte der Woermann-Agentur lauteten alle sehr entmutigend; aber ich hoffte, wenigstens nach Kamerun – oder Liberia – zurückfahren zu können, denn

für mich wurde der Aufenthalt zu einer Hölle, obgleich ich doch nicht sehr empfindlich gegen Hitze war. Vielleicht war es die ungewohnte, trockene Hitze, zumal in der Nacht, die mich ganz nervös machte. — Doch ich sollte Glück haben: Am

6 Juli 09 (Dienstag) wurde ich auf das Einlaufen eines kleinen Woermann-dampfers aufmerksam. Ohne Näheres zu wissen, packte (— man konnte die Einfahrt ~~wunderbar~~ in den Hafen vom Hotel sehen —) ich sofort meine Sachen, eilte an den Hafen, wo mir der Zöllner noch allerlei kleinliche Schwierigkeiten machte und von da mit dem Boot zum Schiff, an ~~die~~ dem der Name: „Frieda Woermann" glänzte. „Wohin fahren Sie?" war meine erste Frage, ohne überhaupt „Guten Tag" gesagt zu haben. „Nach ~~Teneriffa~~ Las Palmas" hieß es. „Gott sei Dank!" rief, denn man to!" Sofort nahm ich beim Kapitän eine Passage nach ~~Santa Cruz~~ Las Palmas. Dem war es offenbar noch nicht oft vorgekommen, daß jemand auf seinen Dampfer geschneit kommt – ohne zu wissen, wohin er überhaupt fährt. Ich war aber heilfroh, aus dieser Glutthölle, diesem verfluchten Schwitzkasten heraus-

zukommen und schon es hat – denn um 12 Uhr sollte der Dampfer weitergehen. Schon als er sich in Bewegung setzte und aus der Hafeneinfahrt hinausfuhr, atmete ich erleichtert die kühlere Seebrise, die uns bald angenehm umflatterte.

Eine so freundliche, nette Reise habe ich selten gemacht. War es doch ein freundliches, nettes Schiff, die kleine "Frieda". Der Kapitän, ein famoser Kerl – Martens hiess er – nannte mich immer: "meinen Passagier", denn ich war der einzige an ~~an~~ der kleinen Tischrunde, an der ausser dem Kapitän noch der erste Offizier und Maschinist teilnahm. Zwar war da noch jemand an Bord, ein Missionar (am Tag), aber der war dauernd seekrank und kam aus seiner Kabine nicht hervor. Das beste war, dass es keine "Hausmannskost" gab, sondern eine gute gepflegte Küche vorhanden war, die mir viel, viel besser war als die auf der "Afrique". Sogar meinen morgendlichen Ingwer konnte ich hier bekommen. Die Unterhaltung an unserem kleinen Tische war natürlich recht gemütlich. Nach dem Essen ~~machen~~

machte ich mit dem Kapitän einen langen Spaziergang an Deck. Diesen war oft mit Schwierigkeiten verbunden, da der kleine Dampfer tüchtig schaukelte. Die See war hier sehr unruhig, schon gleich nach Verlassen Dakars.

7-8 Juli 09. Es wurde immer stürmischer. Wir gefielen das Schaukeln ganz gut – ich wurde nicht einmal unwohl, obgleich der Kasten manchmal soweit überholte, dass wir beide gegen die Reeling flogen und dann wieder, ~~wenn~~ beim Steigen des Dampfers wie auf einen Berg hinaufsteigen mussten. Wie ich die jetzt schon beinahe kühle Brise genoss – nach dem furchtbaren Dakar – ist garnicht zu beschreiben. Ich bedauerte, dass diese nette Reise schon so bald ein Ende haben würde.

9 Juli 09 (Freitag) Am Morgen liefen wir in Las Palmas an. Ich verabschiedete mich mit aufrichtigem Trauer von dem netten, kleinen Dampfer, seinem freundlichen Kapitän und seinen Leuten. An Land nahm ich Wohnung im Hotel Metropole, wo ich auch gleich mein Mittagessen einnahm.

Metropole Hotel.

Am Nachmittag unternahm ich in einem Wagen einen Ausflug in das Höhlendorf Atalaya und zwar über Monte, wo ich im Victoria Hotel Kaffee trank. In Atalaya besuchte ich eine Behausung in einer Höhle, die ich mir natürlich primitiv und wenig anheimelnd vorgestellt hatte. Wie war ich erstaunt, als ich ein sauberes, sehr gut eingerichtetes und sogar gemütliches Höhlenzimmer vorfand. Dieser Ausflug war für mich sehr lohnend.

10 Juli 09 (Sonnabend) Ich lernte einen deutschen Kaufmann, Herrn Frankfurter kennen, der mich in den Deutschen Klub einführte, wo ein Kegelabend stattfand.

11 Juli 09 (Sonntag) Mit Ungeduld – um nicht so viel Zeit zu verlieren – wartete ich auf die Gelegenheit, nach Madeira zu kommen. Es sollte Morgen ein Dampfer der Elder-Dempster-Line, Liverpool, namens "Benue" nach Madeira gehen.

12 Juli 09 (Montag) Ich ging morgens an Bord dieses Schiffes, das ein Frachtdampfer war. Es war jedoch derart mit Passagieren besetzt, dass diese alle im Salon schlafen mussten. Doch ich natürlich die Aussicht der mir

nicht übermässig angenehm. Am Mittag ging es ab.
(– die Bedienung unglaublich)
Das Essen war gräßlich) Jetzt erst lernte ich nach den
Erfahrungen auf der "Afrique" und bei Wetter unsere
guten deutschen Woermannschiffe schätzen. Ich wäre gern
recht schnell nach Madeira gekommen, aber gerade nun
ging es extra langsam. Nicht allein, daß der schwere
Kahn mir garnicht vorwärtszukommen schien, er
mußte auch natürlich noch Santa Cruz de Teneriffe an-
laufen. Wir kamen gegen 1/2 5 an, jedoch ging ich nicht
an Land.

13 Juli 09 (Dienstag) Ausgerechnet bis um 9 Uhr mussten wir hier liegen,
damit es ja nicht zu schnell ginge. Dann endlich ab.
Ich hatte bereits diese barbarische englische Beefsteak-
küche & auch die Schlaferei im Salon gründlich satt,
aber es mußte noch eine Nacht so verbracht werden. Ich
schimpfte nicht schlecht auf das Pech, das mich auf die-
ser Rückfahrt verfolgte.

14 Juli 09 (Mittwoch) Gegen 9 Uhr morgens kam die herrliche, himmel-
an strebende blaue Insel in Sicht – ein Labsal für
meine Augen. Bis um 1/2 1 Uhr Mittags brauchten wir,

um nach Funchal zu kommen. Dann wandte ich diesem
gräßlichen Kasten den Rücken, ohne mich weiter nach
ihm umzusehen. Ich ~~ging~~ gelangte diesmal per pedes aposto-
lorum nach Belmonte, indem ich die vielen Stufen
hinaufstieg, die ich damals in einigen ~~Minuten~~ Sekunden mit
dem Schlitten hinabgesaust war. Um 4 Uhr, gerade
zur Kaffeezeit (die mir immer die wichtigste des Tages ist)
gelangte ich oben an. Die deutsche Wirtschaftsführe-
rin empfing mich mit einem Thränenstrom, welcher
mir höchst peinlich war, da ich dachte, dass ihre gan-
ze Familie, Vater, Mutter, Mann u. Kinder droben
gestorben seien. Endlich gab sie mir die "Erklärung,"
ich müsse sofort ~~zu~~ kommen, ~~und~~ ihren Mann behand-
eln, der schwerkrank sei; und ihm eine Medizin ver-
schreiben. Nachdem ich anfänglich mit dem verblüffen-
den Blicke am Fußende des Bettes gestanden hatte,
wandte ich mich ~~mit~~ auf die Hilfe des Allmächtigen
verwiesen, da ich nicht genügend medizinische Kenntnis-
se besässe, um den von ihr erwarteten deus ex machina
spielen zu können. Eine kurze Weile hielt ich noch ihr

Gejammer an, dann erklärte ich, dass ich gekommen sei, um hier im Hotel Wohnung zu nehmen und dass ich gerade einen richtigen Kaffeedurst mitgebracht hätte. So erinnerte sich die Dame wieder an ihre Pflicht. Übrigens war gerade zur Zeit kein Gast anwesend.

Mitte Juli 09 – Mitte August 09

Madeira

Im Hotel Belmonte und dem schönen Garten, fast könnte man sagen: Park, der sich in einer Terrasse an das Haus legt, verbrachte ich die Zeit mit den schönen Sitzplätzen, eine Hauptgrundlage für die Erholung. Die Verpflegung war gut und reichlich und auf deutsche Weise zubereitet. Ich musste jedoch im Briefe vom 26 Juli Mutter berichten, dass ich mich garnicht recht wohl fühlte. Ich schob mein Befinden, das wie immer in unbefriedigender Verdauung verzelte, auf die üppige Kost nach den langen Jahren des Darbens bei "Buschkost" zurück." Und scheint, so wird ich, die Überreizung der Nerven erst jetzt, nachdem ich in ruhige Verhältnisse gekommen bin, bemerkbar zu machen. Ich hatte auf meiner ersten Rückreise von Afrika

ein arktisches Wanderleben in diesen Breiten durchzumachen.."

Verbunden war damit eine gewisse Sorge, wie sich bei dem geradezu unfreundlichen und gegen mich eingenommenen Verhalten des Dr. Karutz meine Zukunft gestalten würde. Dr. Karutz hatte mir nämlich einen Brief nach Madeira gesandt, in dem er in ziemlich heftiger Weise seinem Ärger kundtat, dass ich noch nicht länger geblieben wäre. Auch war er – was mir fast wie eine Art Demonstration vorkam, zu einer Reise nach Turkestan aufgebrochen, von der er nicht vor Ende August zurückkehren wollte. Es hatte also keinen Zweck, [vor 1)] vor Ende August in Deutschland einzutreffen. Sogern ich auf Madeira weilte und so wenig ich beabsichtigte, den Aufenthalt auf ein paar Tage zu beschränken, so war mir doch der Zwang widerlich (ich hatte darin noch immer zu systematisch und hasste überhaupt jede Einengung).

Auf dem von Dr. Karutz angezeigten Weg, die Museumskarriere einzuschlagen, also erst mal Mu-

seumsassistent zu werden, wollte ich doch immer nicht eingehen. Denn zu gross war meine Sehnsucht nach dem freien Leben in den herrlichen Tropenländern. Ich bildete mir ein, dass ich eine Expedition nach der anderen unternehmen könnte, solange mich meine Beine durch den Busch tragen würden und vergass, dass es mir auf dem als Angestellter eines Museums sogar viel leichter werden könnte, eine Expedition zu bekommen, als als freier Mann. Die Tatsache, dass ich diesen Weg, der sich mir bot, nicht ganz energisch und systematisch verfolgt und Herrn Dr. Hartert [nicht] Vorgesetzten gemacht habe, ist vielleicht der grösste Fehler taktischer Art, den ich überhaupt gemacht habe. Allerdings wären die Lebensbedingungen im Anfang nicht sehr verlockend gewesen, dafür aber hatte ich „[illegible]", die Reisewege, wie die meinen, Luftschlösser waren.

Aber mich lenkte der Affe und ich schrieb an Onkel Johannes, ob er mir behilflich sein könne, ja, ich träumte in meiner Verärgerung davon, von Madeira (!!!!) direkt nach London reisen zu können,

um die Vorarbeiten für eine neue Expedition ins Werk zu setzen. Natürlich fiel Onkel Johannes' Antwort negativ aus und es blieb alles beim Alten.

Nach mir trafen täglich neue Gäste ein, so eine brasilianische Familie, deren eines Mitglied schwindsüchtig sein sollte und hier endgültige Heilung zu finden hoffte, ferner eine spleenige Engländerin bereits recht bejahrten Alters, der ich abends die Sterne „erklären" musste. Nachdem ich der Pflicht der Höflichkeit einige Male genügt, wurde mir ihre gutgemeinte (!) Zudringlichkeit lästig und ich entwand mich ihrer Begleitung, die mir sonst nicht unangenehm gewesen wäre, um auf diese Weise aus dem Pidgeonenglish ins gute Englisch hineinzukommen.

Übrigens lernte ich hier einen netten Deutsch-Brasilianer, der sich der Deutschen mit geradezu väterlicher Liebe annahm, dagegen, nämlich den Engländer Mr. Krohn[?]. Ich glaube, er hatte schon aus der Schiffsliste gesehen, dass ich mit der „Bessie" ankommen würde und die Gelegenheit benutzt – man höre und staune –

mich schon an Bord zu begrüssen und einzuladen, ihn baldigst zu besuchen. Das tat ich denn auch — er wohnte mit seiner Frau, einer Hamburgerin, in einem netten Häuschen in freundlichem Garten, von wo man eine reizende Aussicht auf die Küste und das Meer hatte. In der Folge bin ich dann noch oft in dieser freundlichen Familie zu Gast gewesen und Herr Krohn hat mich auch später in Berlin aufgesucht, aber nicht angetroffen. Er war übrigens Besitzer eines Hauses, das Madeirawein exportierte und lud mich eines Tages zur Weinprobe ein. Solange ich mich im Keller — "Im ~~tief~~ kühlen Keller sitz ich hier ...." aufhielt, stand ich tapfer meinen Mann und probte ganz tüchtig darauf los, aber als ich wieder ans Tageslicht und auf die Strasse kam, drehte sich ganz Madeira und ausgerechnet um mich, so ich doch garnicht beanspruchte, der Angelpunkt der Welt zu sein!

Viel mehr weiss ich nicht von Madeira zu berichten, ach ja doch: Eines Tages unternahm ich einen Ausflug, ganz allein und zu Fuss, auf den Pik. Ich

musste ziemlich fest und andauernd steigen. Nach einiger Zeit kam ich in den Nadelholzwald, der sich fast bis zur Spitze erstreckt. Leider war es oben, wo eine Art Gerüst stand, das ich bestieg (oder war es ein Haus mit einem Turm?) ziemlich voll Nebel und Wolkengewoge, so dass ich keine [illegible] und keine Aussicht von dem oben hatte.

Ferner erwähne ich noch, dass ich gegen Ende meines Aufenthalts eine sehr nette Berliner Familie, einen Kaufmann Schipper mit Frau, kennen lernte, bei dem ich später noch oft in Berlin verkehrte, bis wir nach dem Weltkrieg auseinandergekommen sind. Ich begleitete die Familie auf kleineren Spaziergängen vom Hotel aus und machte sie auf alles Sehenswerte aufmerksam.

Mitte August 1909 Noch war ich nicht lange auf diesem paradiesischen Eiland, als ich mich schon sehnte, wieder an die Arbeit zu kommen. Jetzt aber, Mitte August, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich nahm daher – wie es kam, weiss ich nicht – den kleinen aus Brasilien kommenden Damp

fer "Crefeld" vom Norddeutschen Lloyd, trotzdem Schippers mich zu bestimmen suchten, lieber noch ein paar Tage länger dazubleiben und einen luxuriöseren Dampfer, etwa der Woermann-Linie, zu benutzen. So sehr mir das gepasst hätte, so konnte ich mich nicht bezwingen, die paar Tage zuzugeben. Ich musste eben weg. "Crefeld" hatte nur II u. III Klasse.

An Bord angekommen, wurde mir allerdings ganz eigen zu Mute: der eine Salon war so klein, wie eine etwas ausgestattete Kabine, und ich konnte nicht begreifen, wie er soviel Gäste überhaupt fassen sollte. Das ganze Leben spielte sich denn auch an Deck ab, wo auch die Mahlzeiten eingenommen werden mussten. Bei schlechtem Wetter wurde an der Reling ein Segeltuch ausgespannt. Ein grosser, langer Tisch war für alle Mitreisenden gedeckt. Auf den Bänken und am Boden standen eine Menge Käfige mit Amazonenpapageien herum, die in allen Tonarten pfiffen und radebrechten. Kurzum, ich kam mir vor, wie in einem Zigeunerlager und ich machte mir sofort die bittersten

Vorwürfe, nicht dem Rate Herrn Schippers gefolgt zu sein. Immerhin wurde die Sache nicht so schlimm, wie ich mir vorgestellt hatte. Da das Essen zu berechtigten Klagen nicht Anlass gab, auch das Wetter fast immer gut war, so fand ich Gefallen an dieser mir ganz neuen Gesellschaft, die aus allen möglichen Berufen und Kreisen zusammengesetzt war. Da war die Frau des Direktors der Bahnen in Santa Catarina (ein Deutscher), ein deutscher Arzt aus Desterro [illegible] war, der einen sehr drolligen Papagei hatte. Dieser rief nämlich, ganz in dem schwäbischen (?) Dialekte seines Herrn: "Herr Dokter, Herr Dokter, der Jakob hat Hunger", besonders, wenn er merkte, dass der Tisch gedeckt wurde. Da war ferner eine Sachse, Herr Müller, ein Vertreter, glaube ich, einer Weinfirma, der einen köstlichen Humor hatte. Wenn er bei Tisch überlegte oder ganz trockene Witze erzählte oder seine Bemerkungen machte, brüllte alles vor Lachen. Zu der Dämmerungszeit, wenn wir Herren allein waren, erzählte der schwäbische Arzt einige derbe Witze, oder gab unartige "Perlen der Volksdichtung" zum Besten, die mir meist noch

(heute Florianopolis), ein Dr. Gotter (?). Als ich 1946 in Rio do Sul, Santa Catarina, war, erzählte mir Schwester Lydia, die ihn sehr schätzte, viel von ihm. 1947 lernte ich in Curitiba seinen Sohn kennen u. bei diesem auch seine Witwe.

nen waren, jedenfalls Lackwaren ausbieten. Auch erstere Gespräche über südamerikanische Verhältnisse fesselten mich – der so gänzlich anderen Stellung wegen – sehr. So kann ich nicht sagen, dass mich diese Reise sehr gereut hat. Übrigens befand sich in III Kl. auch ein Tierhändler an Bord, der in einer Kammer alle möglichen südamerikanischen Tiere, Kapuzineraffen, Vögel usw. mitführte, die mich natürlich auch sehr interessierten.

Wir liefen Lissabon und Leixoes an, wobei ich lernte, dass das letztere Wort: Leschoins mit nasalierender Silbe auszusprechen ist. Dies ist der Hafen von Oporto. An Land zu gehen war aber nirgends Zeit.

Dann kamen wir nach Antwerpen, wo wir einen oder eineinhalb Tage (ich weiss es heute nicht mehr genau) liegen bleiben sollten, damit die Crefeld ihre Güter löschen konnte. Selbstverständlich wollte ich einen Abstecher nach Brüssel zu machen. Herr Müller, der Sachse, ging auch mit – ich meine, er kannte Brüssel

CARTE POSTALE

POST CARD

M

ster. Wir fuhren mit dem Zug von Antwerpen nach Brüssel. Hier, auf dem Bahnhof, leistete sich Herr Müller wieder eine nette Bemerkung. Es kamen uns einige braun gekleidete Mönche, alle Kapuziner, entgegen. Da sagte Herr Müller in seinem famosen Sächsisch (ganz laut): "Den Strick haben se alle um den Leib, aber ufhängen dut sich keener von de Halunken!" Dies kam so drollig und gemütlich heraus, daß nicht nur die umstehenden Mitreisenden auf dem Bahnsteig um uns herum laut auflachten, sondern die Mönche selbst sich sehr über diesen Ausspruch amüsierten.

In Brüssel besuchten wir die Hauptsehenswürdigkeiten, vor allem das Rathaus, stiegen auf den Turm und genossen die prächtige Aussicht von hier auf die Stadt. Wir erfreuten uns an dem Anblick des prachtvollen Justizpalastes. Am Nachmittage fuhr ich allein in das berühmte Kongomuseum in Tervueren.

Die "Crefeld" war nach Bremen bestimmt. Da-

218

Panorama de Bruxelles et du palais de Justice

lernte ich jetzt auch einmal die Einfahrt zur dritten Hansastadt Bremen kennen. Von Bremerhafen aus fuhren wir die Weser hinauf(?), wobei ich jetzt erst den Unterschied in der Mächtigkeit der beiden Flüsse Weser und Elbe mit aus eigener Erfahrung feststellen konnte. Vom Deck der "Crefeld" aus erschien die Weser wie ein schmaler Graben und ich glaubte, es sei nicht mehr Platz zum Ausweichen, wenn ein gleichgrosses Schiff uns entgegenkommen sollte. In Bremen zerstreute(?) sich unsere kleine Gesellschaft, die fast wie eine grosse Familie geworden war, die Hände(?) und zuletzt in alle Winde. Ich fuhr über Hamburg nach Lübeck, wo sich wieder die Eltern und Tanten nebst Magda(?) zur Begrüssung am Bahnhof eingefunden hatten.

Teil 5

Ausarbeitung der Ergebnisse

Ende August 09 – Anfang Septemb. 09

Dieses Mal wohnte ich nicht mehr bei meinen Eltern. das Kampieren auf dem Sofa im Zimmer meines "Vaters" hatte ich dann doch satt –. Eine Familie Tiedemann, befreundete meiner Mutter, hatten mir ihr Fremdenzimmer angeboten. Da es gerade dem Hause meiner Eltern gegenüber an der Moltkestr. gelegen war, so nahm ich das Anerbieten mit Dank an.

Das Wiedersehen mit Herrn Dr. Karutz war nur äusserlich einigermaßen freundlich, innerlich kühl. Ich teilte ihm natürlich meine Gründe mit, weswegen ich nicht länger hatte bleiben können. Schliesslich musste er wohl selbst einsehen, dass sich die Verhältnisse im westafrikanischen Busch auf mein persönliches Befinden nicht von Lübeck aus übersehen liessen. Herr Dr. Karutz wollte nun, dass ich die letzte Rate, des Geldes, die ich in Libreville erhalten hatte, zurückzahlen sollte. Ich weigerte mich natürlich, dies zu tun. Denn es musste genügen, dass ich ganz ohne irgend ein Gehalt zu empfangen arbeitete, für die Reise, die ich mir gewissermassen als geringen Entgelt gewünscht machte, konnte

ken Geld zulegen. Dies verschnupfte Herrn Dr. Lorentz hierdurch sehr. Er musste es aber notgedrungen dabei belassen, seine Unaufrichtigkeit auszudrücken, denn ich wurde zur Aufstellung der Sammlung und vor allem zur Ausarbeitung der Papuamonographie benötigt.

So wurde denn das Einvernehmen äusserlich aufrecht erhalten, wobei ich [für dergleichen einziger] Optimist aber wieder hoffte, den Riss gänzlich verkleben und Herrn Dr. Lorentz zum Freund gewinnen zu können.

Ich hatte daran gedacht, für's erste in Utrecht zu bleiben und mit der Aufstellung der Sammlung sowie Bearbeitung meiner Notizen zu beginnen. Als ich aber sah, dass Herr Dr. Lorentz garnichts dafür vorbereitet hatte, mir zwar sein kleines Arbeitszimmer im Museum zur Verfügung stellen wollte, das aber voll von allen möglichen Krimskrams, Broschüren u. sonst lag, die ich nicht für die er angeblich keinen andern Aufbewahrungsplatz hatte, so dass ich eigentlich nur wenig Raum auf dem kleinen Tische hatte, so gross, dass gerade mein Notizbuch darauf zu legen war, riss mir die Geduld. Ich erklärte ihm

ich so womöglich anfangen können und die Ausarbeitung der Arbeit in Berlin, wohin ich ja doch müsse, um die Literatur zu studieren usw. – vornehmen wollte. Karutz erklärte sich schliesslich einverstanden. Es handelte sich ja auch darum, einen guten Verleger zu finden und den gab es nicht in Lübeck. Unterdessen wollte Herr Dr. Karutz die notwendigen Mittel zum Druck des Buches zusammenbringen.

Mitte September 09 – Ende Dezember 09

So fuhr ich verärgert über die confessionelle Haltung Dr. Karutz mir gegenüber und nach etwas provisorischem Wohnen im "Fremdenzimmer" Tiedemanns nach Berlin. Hier fühlte ich mich gleich viel freier und als "Weltmann." Einengung irgendwelcher persönlicher Art war mir jetzt nach dem ungebundenen Leben in den Tropen ein Greuel.

In Berlin bezog ich ein möbliertes Zimmer in der Wilhelmstrasse 53, vier Treppen.

Von hier aus machte ich dann meine ~~[illegible]~~ "Aufklärungsfahrten," über die ich gleich im Zusammenhang berichte.

Vorher sei erwähnt, dass ich mich zu meinem Vortrage vor der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in Lübeck, die die hauptsächlichsten Mittel für die Forschungsreise gegeben hatte, nach Lübeck begab. Es war dies am 28 Oktober 09. (Bericht weiter Zeitungsausschnitte S. 6-7). Senator Neumann verkündete am Schluss, dass mein offizieller Empfang in einer kleinen Feier im engeren Kreise ~~da~~ nunmehr stattfinden würde. Es schloss sich ein sehr nettes Essen in einem der Säle des Hauses der Gesellschaft an. Ich wurde besonders auch durch Herrn Senator Neumann in wirklich herzlicher Form gefeiert, auch Herr Dr. Karutz meinte mir wohl oder übel ein paar freundliche Worte sagen und die Erfolge der Expedition unterstreichen, damit weitere Gelder zum Druck der Monographie einlaufen könnten. Als ich in rosenrotster Stimmung spät nachts in mein Fremdenzimmer bei Friedemanns zurückkam, hatte das Dienstmädchen natürlich vergessen, Wasser in die Karaffe zu füllen und ich hatte nichts, meinen Brand zu löschen.

Jetzt war der Erfolg auf meiner Seite. Die Festsitzung war für alle stimmungsvoll verlaufen, viele meiner alten Bekannten und Lehrer beglückwünschten mich, die Zeitungen schrieben sehr günstig über den Vortrag. Diese günstige Lage hätte ich benutzen sollen, um auch für mich etwas zu erreichen, zum mindesten ein Versprechen auf dauernde Anstellung, auf ein Gehalt bei Ausarbeitung der Ergebnisse. Leider war ich weit entfernt, diese Chance auszunutzen – nicht einmal hatte ich auch nur angedeutet, was ich selbst für das Gelingen der Expedition an Mitteln hingegeben hatte, daß ich nicht einen Pfennig dabei verdient und nun doch wenigstens bei der Ausarbeitung ausreichend entschädigt werden müsse. Daß jetzt ~~[illegible]~~ wenn ich diese Gelegenheit nicht benutzte, Dr. Karutz durch langsame Gegenarbeit das Übergewicht bekommen müsse, daran dachte meine noch im Wolkenkuckucksheim befindliche Seele nicht im geringsten. Vielmehr reiste ich froh der geringen und äußerlichen Anerkennung des Geleisteten auf eigene Kosten wieder nach Berlin ab.

Hier nahm ich energisch alle Möglichkeiten wahr

einen erträglichen Vertrag mit einem Verleger zu bekommen. Durch das Buch von Koch-Grünberg "Zwei Jahre unter den Indianern", das im Verlage Wasmuth erschienen war und das Herr O. Kanitz mir schon in Lübeck gezeigt hatte, kam ich an diesen Verlag. Ich verhandelte mit dem Direktor Dorn, der sich wegen allerlei dunkler Affairen später erschossen hat. Mein Herz ahnte noch nichts von dem unerhörten Händlergeist und Raffinement der Verleger, wusste auch nichts davon, dass der Kunstverlag Wasmuth, der das Koch-Grünbergsche Buch nur aus wissenschaftl. Entgegenkommen gedruckt hatte, nicht der geeignete Verlag für mein Buch war. So musste ich mich damit abfinden, dass Herr Dorn 10000 M. Druckkostenzuschuss für notwendig erachtet hatte. Ich versuchte es nun noch mit dem ebenso geldgierigen Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Da aber Herr Vohsen noch unverschämtere Ansprüche stellte und 12000 M. Zuschuss haben wollte, so ging ich in meiner gewöhnlichen Unbeholfenheit zu Wasmuth zurück und erklärte mich bereit, mit ihm den Vertrag abschliessen zu wollen. Ich

versuchte zwar, ein bescheidenes Honorar herauszuschlagen, aber Herr Dora wies dies energisch von sich und so gab ich nach. So wurde schließlich der herrliche "Vertrag" abgeschlossen, dass ich 1000 M. Druckkostenzuschuss zu zahlen, sonst aber keine weiteren "Rechte" hatte.

Inzwischen betrieb ich alle anderen Schritte, die mit der Fertigstellung der Pangwemonographie zu tun hatten. Im Museum für ~~Natur~~ Völkerkunde studierte ich die Pangwesachen. Ich sprach auch mit Luschan und versuchte, hier einen Haken einzuschlagen. Leider wollte dieser nicht fassen – natürlich, weil ich keinen Titel hatte und Luschan mich so nicht anstellen wollte. Zwar stand die Frage des Studiums zur Diskussion, aber leider war hieran nichts zu machen, da ich das Abitur nicht hatte. Hätte ich mir dieses nach dem Vertrag ~~als~~ erzwungen als Gegenleistung Lübecks verschaffen können (was vielleicht möglich gewesen wäre), so hätte ich unter Luschans Protektion in Berlin studieren können und wäre dann auch von ihm mit

Freuden angestellt werden. Leider war ich nicht reife genug, um die Richtigkeit dieser Möglichkeit zu erkennen. Der andere, freie, Weg schien mir damals auch möglich und gut, besonders eben auch, weil mich die Angst vor allen Schulmässigen, selbst "erleichterten" Prüfungen von dem sicheren und einzigen Weg abschreckten. Zu einer kleinen Expedition aber wollte sich Luschan nicht entschliessen, obgleich er offenbar leicht Geld dafür bekommen hätte. Ich wäre gerne zur Erforschung der Pygmäen wieder nach Afrika gegangen, aber Luschan erklärte, dass dieser Gedanke – so gut und fruchtbar er wäre für die reine Wissenschaft wäre – doch wegen der geringen Ausbeute, die dabei für das Museum selbst zu bekommen wäre, nicht ausführbar sei. Übrigens merkte er auch früher, dass diese ganze Expeditionsidee verfrüht war, weil ich ja noch garnicht meine Ergebnisse bearbeitet hatte. So war es zu meinem Leidwesen mit der Hoffnung, für Berlin Forschungsreisen zu machen, nichts.

Eine Quelle reiner Freude waren meine Besuche

in dem Museum für Naturkunde in der Invalidenstr. und im Botanischen zu Dahlem. Im Museum für Naturkunde traf ich die ganze Schmetterlingsausbeute von der ersten Reise und einen Teil der zweiten Reise gespannt vor. Ich hatte mir früher ausbedungen, dass die Sammlung nicht bearbeitet werden sollte, da ich dies selbst (damals!) zu unternehmen gedachte. Jetzt merkte ich, dass meine volkskundliche Arbeit mir keine Zeit für meine alte Liebhaberei liess und auf Vorstellung von Prof. Karsch gestattete ich den Herren des Museums, die Sammlung zu bearbeiten.

Im Botanischen Museum waren ebenfalls wie im Museum für Naturkunde d alle Gelehrten von der Reichhaltigkeit und dem guten Zustand der gesammelten Sachen begeistert. Vor allem ergab sich, dass eine grosse Anzahl neuer Arten und mehrere neue Gattungen unter den eingeschickten Pflanzen festgestellt werden konnten. Sie sind in den botanischen Jahrbüchern veröffentlicht. Siehe die Liste der Ergebnisse der Expedition später.

Besonders Herr Dr. Mildbraed, der Spezialist für die afrikanische Flora, der mit der Expedition des Herzogs Adolf-Friedrich in Mittelafrika gewesen war, interessierte sich für meine Sammlung.

Mit Herrn Prof. Dr. v. Hornbostel kam ich häufig in meinem Hause zusammen. Ich aß bei ihm Abendbrot und dann gingen wir an das Studium der Musikinstrumente und vor allem der phonographischen Aufnahmen, die er aufzeichnete. Er wollte den Abschnitt Musik im Tagewerk bearbeiten.

Die Abende waren fast immer besetzt. Ich ging öfters ins Theater, mitunter zu Vorträgen und Sitzungen wissenschaftl. Vereine, wie der Gesellschaft für Ethnologie, Anthropologie. Vielfach war ich auch durch die Herren die ich besuchte, eingeladen. Ich lernte den alten Schweinfurth kennen und ausser ihm noch viele andere Gelehrte und Nichtgelehrte. Bei Herrn u. Frau Philipper machte ich einen Besuch, wurde mit Jubel begrüsst und musste von meiner Reise auf der "Crefeld" erzählen. Auch von ihnen wurde ich ~~auf~~ für Abende

sellschaften, die meist recht großartig und üppig waren, eingeladen. Einmal hatten sie mir die Tochter eines Millionärs als Tischdame gegeben in der Hoffnung und Erwartung, dass mich für die junge – und ich glaube: gar nicht einmal hässliche – Dame erwärmen würde.

~~[illegible]~~ So verlief meine Zeit im Haag zwischen Museumsbesuchen, beginnender Bearbeitung meines Materials und abendlichen Vergnügungen, Gesellschaften, Opernbesuchen u. dergl. Meist ging ich zweimal wöchentlich ins Theater. Diese angenehme Zeit wurde durch die weihnachtliche Festzeit etwas angenehm unterbrochen, denn ich [illegible] fuhr nach Lübeck, um das Fest mit Eltern, Tanten und Magda zu verleben.

1910

1 Januar– 24 Februar 10

Eines Tages bekam ich einen Brief von Herrn Dr. Karutz, als ich bei der Bearbeitung der Pangwemonographie in meinem Zimmer in der Wilhelmstrasse sass. In diesem Briefe verlangte Dr. Karutz eine schriftliche Erklärung von mir, dass ich mir bei der Abfassung der Arbeit seine Korrekturen gefallen lassen müsste würde und ohne seine Erlaubnis die Arbeit nicht zum Druck geben würde. Es war hinzugefügt, dass er ohne diese Erklärung keine Mittel für die Drucklegung beschaffen könne. . . .

Dies war die Strafe für meine geschäftliche Sorglosigkeit und meine grossen Unterlassungssünden in Lübeck. Da nun im Vertrage, den ich mit dem Museum gemacht hatte, eigens festgelegt war, dass ich die Veröffentlichung allein zu machen hätte – ein Wunsch, auf den damals besonderen Nachdruck gelegt hatte – so handelte es sich um eine reine Erpressung. Durch eine Fahrt nach Lübeck, eine Besprechung mit Dr. Karutz, ein Androhen mit der Intervention des mir sehr geneigten und rechtlich denkenden Senators Neumann hatte

diese folgenschwere Erklärung abwenden oder doch mildern können. Ich war aber noch ein Kind in diesen Dingen und ein Werkzeug irgend eines selten schöpferischen Geistes, dem es nur auf die Sache selbst, auf das zu Schaffende ankam. Ich bekam Angst, dass die Arbeit nicht gedruckt werden würde, dass ich die lange schwere Zeit im wilden Afrika erzwungen umsonst gearbeitet haben würde und gab die gewünschte Erklärung ab, die mir noch teuer genug zu stehen kommen sollte.

Aber diese Demütigung ging trotzdem nicht spurlos an mir vorüber. Etwas zersetzte sich in mir und erfüllte mich mit Ekel vor alledem, worin der eigentliche Kampf des Lebens besteht. Es schien mir dass die unheimliche Macht des Geldes stärker war als ich und mich zermalmen wollte. Mir fehlte eben vollständig Alles, was man als die einfachste Politik oder wenn man will: natürliche Schlauheit zu bezeichnen pflegt. In instinktiver Abneigung suchte ich mich dem Einflusse dieser Macht immer nur zu entziehen, anstatt mutig den Kampf mit ihr aufzunehmen, selbst auf die Gefahr hin, dass

dass die wissenschaftliche Welt eben nicht mit der Pangwe-
monographie beglückt würde. Aber gerade das glaubte
ich auf alle Fälle vermeiden zu müssen, selbst wenn ich
unter den schmachvollsten Bedingungen nur Einflüssen
stehen würde.

Nun war es geschehen: ich hatte mich gebunden.

Je mehr mir die Schwere dieser Unterhaltung und
die möglichen Folgen des Bernsteins traten, desto mehr
neigte sich mein Ich zu einer Flucht in das Land Utopia
oder vielmehr in einen neuen Beruf bzw. eine neue Tätig-
keit. So kam mir der Gedanke, eine Art neuen Kö-
nigreiches in Spanisch Guinea zu gründen, ein König-
reich, das diesmal aber so stark gefestigt dastehen
sollte, dass kein Aufstand missvergnügter Fangs
es erschüttern konnte, dazu mir persönlich sichere
und grosse Einkünfte bringen sollte. Ich gedachte näm-
lich eine Landkonzessionsgesellschaft zu gründen, die
das gesamte Innere von Spanisch Muni umfassen soll-
te und deren Generaldirektor ich sein würde. Die Gesell-
schaft würde etwa den Charakter der Gesellschaft Süd-Ka-

nennen lassen, die ursprünglich wenigstens eine Art Souveränität in ihrem Gebiete hatte, ihre eigenen Soldaten ausbildete und das Gebiet selbst verwaltete. Die äussere Form sollte eine Art Aktiengesellschaft sein, deren Einkommen im Export von Gummi und Elfenbein und Import europäischer Waren bestehen würde. Auch war die Anlage von Gummipflanzungen und dergleichen vorgesehen.

Bald begeisterte ich mich derart an meiner Idee, dass ich mich schon als unumschränkten Gebieter über ein riesiges Gebiet mit voller Regierungsvollmacht, als Chef eines ganzen Heeres von weissen Untergebenen, als Anführer einiger Kompagnien von gut eingeschulten und ausgebildeten Negersoldaten, als Herr in einer weit angelegten und prächtig ausgebauten, wie das himmlische Jerusalem auf stolzer Höhe thronenden Station, auf deren Zinnen die eigene von mir entworfene Fahne der Gesellschaft flatterte, als Schöpfer eines neuen Zentrums europäischer Kultur, mit schönen, breiten Wegen, riesigen Pflanzungen u. dergl. Oh glücklich, wer in solchen Illusionen lebt, die noch gar nicht einmal fern der

Verwirklichung liegen. Jedenfalls erhoben sie mich über den Ärger und die Schmach der Behandlung, die ich durch Herrn Dr. Karutz hatte erfahren müssen.

Nachdem ich den Gedanken einmal erfasst und für ausführbar erkannt hatte, betrieb ich die Verwirklichung energisch und systematisch. Ich unterbreitete den Plan Herrn Schipper, der ihn als einen sehr glücklichen bezeichnete und glaubte, dass bei den hohen Gummipreisen grosses Interesse dafür vorhanden sei. Er wollte auch mit mehreren Finanzleuten sprechen, denen er die schriftliche Ausfertigung vorlegen wollte. Diese selbst stellte ich mit Herrn Schipper zusammen, der sie in seinem Kontor mit Schreibmaschine vervielfältigen liess. Ich war auch klug genug, um zu erkennen, dass ich wohl das Organisationstalent ein solches Unternehmen ins Leben zu rufen, besass, aber nicht die kaufmännische Befähigung, die dafür nötig war. So dachte ich sofort daran, meinen alten Freund Fischer, der Land und Handel kannte, als zweiten Direktor und Leiter des kaufmännischen Betriebes unter mich zu

stellen. Ich schrieb ihm in diesem Sinne nach Westpreussen, wo er auf seinem Gute lebte. Er kam auch alsbald nach Berlin und war sehr erfreut, dass ich ihm eine aussichtsreiche Zukunft eröffnen konnte, vorausgesetzt, dass die Geschichte zu Stande kommen würde. Die Hauptfrage war ja eigentlich, ob die spanische Regierung (wie die deutsche und besonders die französische) eine derartige Konzession erteilen würde. Nachdem alles gut ~~vorbereitet war~~ [überdacht und festgelegt], von Herrn Schipper die finanzielle Basis vorbereitet war, musste es meine nächste Aufgabe sein, in Madrid durch Vermittlung der deutschen Diplomatie eine solche Konzession zu bekommen.

Bei alledem hatte ich meine wissenschaftlichen Interessen keineswegs vernachlässigt. Ich arbeitete ruhig weiter und hoffte im Stillen bei Zustandekommen der Unternehmung die Herausgabe der Pangormonographie aus eigenen Mitteln bewerkstelligen zu können. Denn das Gehalt, das ich mir als Hauptleiter einer solchen Unternehmung bewilligt hatte, war nicht

von Pappe.

Da für meinen an das Tropenklima angepassten Körper der deutsche Winter im Centrum Berlins nicht angenehmer[?] hatte, so war ich schon lange auf die Möglichkeit verfallen, den Rest[?] der Arbeit in der Hauptsache im sonnigen Süden zu bewerkstelligen. Anstatt aber das schöne Madeira zum Aufenthaltsort zu wählen, musste es wieder etwas Neues sein, das mir immer viel heitere Farben zu tragen schien als das alte Bekannte. So verfiel ich auf das berühmte Tal von Orotava, von dem Alexander v. Humboldt so geschwärmt hatte, das im Norden der Insel Teneriffa lag. Nunmehr ergab es sich, diese beiden Pläne zusammenzulegen: ich würde mit der Bahn über Paris nach Madrid fahren und dann, wenn ich mit der spanischen Regierung nicht zum Ziele kommen würde, über Lissabon nach Santa Cruz de Teneriffe fahren, um von dort nach Orotava überzusiedeln, wo ich meine Monographie schreiben konnte. Wenn ich also geschäftlich und politisch auch so töricht handelte, so traf ich doch ~~als~~ zum Ausgleich die[?]

der schlechten Eigenschaft das eine Gute: vorsichtig zu sein und das schmutzige Wasser erst auszuschütten, wenn ich reines wieder hatte.

In dieser Zeit hatte ich übrigens die Freude, in der Leipziger Strasse einen alten afrikanischen Bekannten zu treffen, nämlich Herrn Steffel aus Bibundi. Nobel wie ich war und als angehender Generaldirektor auch sein musste, lud ich den alten Kameraden ein, mit mir in der "Traube", Leipziger Strasse, zu essen. Als er von meinen Plänen hörte, war er ganz Bewunderung - mein Ruhm als König in Span. Guinea war ihm natürlich schon zu Ohren gedrungen. Er erzählte mir, dass er jetzt für die Gebrüder Mannesmann nach Marokko ginge. Selbstverständlich frischte ich alle Erinnerungen an Bibundi auf, fragte nach dem Verbleib aller der Herren. Mit einer gewissen Genugtuung hörte ich, wie alle die Herren, die damals so elend zu Kreuze gekrochen waren, meinen glänzenden Entwicklungsgang bestaunt und beneidet hätten, ja, das sogar der ein oder andere Herr - ich glaube besonders Herr Schröder war es -

versucht hatte, es mir nachzumachen und selbststän-
dig auf Elefantenjagd zu gehen – ausgerechnet in Kame-
run, wo die Schwierigkeiten natürlich zu grosse waren. So
war ich nicht verwundert, dass sich jener ein vollständiges
"Fiasko" erlitten (wie Gartenmeister Sonnenberg zu sagen
pflegte)

25-28 Februar 10 Am 25 Februar fuhr ich nach Lübeck, teilte
Herrn Dr. Karutz meinen Entschluss mit, der mich ver-
geblich in Lübeck zurückzuhalten versuchte. Da ich
Alles selbst bezahlte, so konnte er auch nicht viel ma-
chen. Soweit die ethnographischen Gegenstände, die sich im
Museum befanden, in der Monographie zu behandeln wa-
ren, musste dies am Schluss, d. h. nach meiner Rückkehr
geschehen. In Lübeck sagte ich den Tanten und Eltern Lebe-
wohl und fuhr am

1 März 10 nach Hamburg, von wo der Zug über Köln nach Paris ab-
ging. Oheim Willy, Mutters Bruder, holte mich von der
Bahn. Ich lud ihn ein, im Ratsweinkeller mit mir zu
essen. Wie meistens, wenn ich hier speiste, gab es Hummer,
an dem sich Oheim Willy gütlich tat, denn er hatte ein-

nicht den glänzenden Verhältnissen und hatte eine ziemlich grosse Familie. Lord und ....

2 März 10 Hielt ich in Hamburg, besuchte Verwandte usw.

3 März 10. Abends 12 Uhr verliess ich den Hauptbahnhof im Zuge nach Köln. Zum ersten Mal schlief ich im Schlafwagen eines D-Zuges.

4 März 10. Am Morgen kam ich in Köln an und stieg dort in den Pariser Zug, der nach mittags um 4 Uhr in der Hauptstadt Frankreichs einlief. Vom Bahnhof holte mich Willy Pape ab, dem ich geschrieben hatte. Seine Eltern erlaubten in den unteren Räumen der Moiningen Allee 20 b, den Tanzenheim.

5 März 10
6 März 10 (Sonntag) Paris.
Heute streifte Willy Pape den ganzen Tag mit mir in Paris herum, zeigte mir die Sehenswürdigkeiten. Nachmittags waren wir im Bois de Boulogne, wo wir Kaffee tranken. Auch den Eiffelturm hatten wir bestiegen und im Restaurant des zweiten Stockwerks zu Mittag gegessen. Leider ging der Fahrstuhl nicht bis zur Spitze, da dieser Betrieb nur im Sommer eingerichtet wird. Um 6 Uhr brachte mich Willy auf den Bahnhof — um 7 Uhr fuhr der Zug nach Trier ab.

7 März 10 (Montag) Als ich am Morgen aufwachte, befanden wir uns in einer herrlichen Gegend bei Bayonne. Pfirsich- u. Apfelbäume standen in voller Blüte und ich fühlte, daß endlich der Frühling gekommen war. Wieviel wärmer und schöner würde es nun im südlicheren Spanien sein! – Aber ich hatte mich zu früh gefreut. Dann kamen wir nach Irun an die Grenze. Hier mussten wir umsteigen, nachdem das Gepäck von den Zollbeamten besichtigt war. Nun ging es in einem spanischen Zuge, der mir wie ein "Bummelzug" vorkam, weiter. Ich fuhr mit einem jungen Deutschen zusammen, der auch nach Madrid wollte, wie er es anfänglich war. Er nannte mir eine Pension, die von einer Deutschen geleitet wurde, und klärte mich über manche spanische Sitten auf. Durch das öde Kastilien ging es über Burgos und Valladolid, wo die Gegend durch Waldungen etwas freundlicher wurde, nach Madrid. Wir trafen wir um 12 Uhr nachts ein.

8 März – 17 April 10

Madrid

Als ich mich am nächsten Tage in der spanischen Hauptstadt erging und dabei auch bis zum Palast des ge

Könige kam, von dessen Hof aus man eine prächtige Aussicht auf die Sierra de Guadarrama hat, merkte ich, daß es hier im Süden nicht nur nicht wärmer, sondern sogar kälter und unfreundlicher war, als in Deutschland. Hier an der Aussicht beim Palast wehte von den schneebedeckten Bergen her eine derart kalte Luft, daß sie mir durch Mark und Bein ging, so daß ich mich schaudernd in meine Pension zurückbegab. Während einiger Tage herrschten sogar regelrechte Schneestürme und ich mußte fast über die Dummheit lachen, den schönen „warmen" Norden mit diesem garstigen südlichen Klima vertauscht zu haben. In der Pension fror mich natürlich so, daß ich meist nichts anderes zu tun wußte, als mit meinem Anzug ins Bett zu kriechen. Zuletzt wurde mir die Sache aber zu toll, ich verließ die Pension, da die Zimmer keine Heizkörper hatten und übersiedelte in eine andere, wo ich geheizt werden konnte. Da ich zudem meine Koffer mit den Manuskripten nicht mitgenommen hatte – ich weiß nicht, weshalb – so langweilte ich mich gräßlich, da ich mich bei dem Mauer-

lichen Wetter nicht draussen herumzutreiben wagte. Wenigstens konnte ich mir von einigen Herren den einen oder anderen Roman leihen, vor allem las ich hier mit Begeisterung den schönen Roman: Quo vadis von ~~Sienkiewicz~~ Sienkiewicz, den ich noch nicht kannte.

In der ersten Pension saß ich mit noch zwei oder drei Herren am Mittagstisch. Darunter war ein junger Gesandtschaftssekretär, mit dem ich ~~von der~~ über die Konzessionssache sprach. Er wollte versuchen, Beziehungen anzuknüpfen, verhehlte mir aber die Schwierigkeiten nicht, die darin lagen, dass die betreffenden spanischen Beamten von vornherein die Sache nur machen würden, wenn man sie schmierte: da bei einer so wichtigen Unternehmung gegenüber die Schmiersummen ziemlich hoch berechnet würden, so schien mir der Erfolg gleich ziemlich in Frage gestellt. Ich hoffte jedoch, vielleicht doch noch auf dem geraden Weg vorwärtszukommen. So begab ich mich auch selbst in das Ministerium, dem die Verwaltung der Kolonien anvertraut war, fand aber dort nicht nur völlige Unwissenheit, ~~als~~ sondern auch gänzlichen Mangel an

Interesse ~~hatte~~. Ich glaubte, am überzeugendsten müsste meine Erklärung sein, dass ich als Leiter der Gesellschaft sämtliche Produkte natürlich über Bata ein- und ausführen lassen würde, während so alles im Innern über die deutsche und französische Grenze ginge, die Spanier also um die Zölle betrogen würden. Darauf sagte man mir, dass es Spanien ganz einerlei wäre, was mit den Zolleinnahmen geschehe, denn auch diejenigen der Konzessionsgesellschaft würden von den Beamten in der Kolonie in die Tasche gesteckt. Unter diesen Umständen sah ich ein, dass das Geschäft nur auf dem von dem Gesandtschaftssekretär empfohlenen indirekten Wege gemacht werden könnte und stellte meine persönlichen Bemühungen ein.

In der letzten Woche wurde es übrigens wärmer. Der Sonnenschein lockte mich auf die schönen baumbestandenen Strassen und in die Parks, wo ich mich etwas zu erwärmen versuchte. Die schön gepflegten Rasenplätze mit Blumen und kleinen Palmen zogen meine Blicke jetzt auf sich, am schönsten fand ich es in dem Prado. Besonders

an dem grossen Teich mit dem Denkmal Alfonso XII ging ich viel spazieren und freute mich über die fröhlichen Farben der spanischen Flaggen, die hier wehten. Ich entwarf natürlich im Geiste eine Flagge der Kampfgesellschaft, deren Grundfarben die spanischen sein sollten. Ganz besonders bewunderte ich an solchen sonnigen Frühlingstagen die vornehme Welt, die in prachtvollen Wagen mit unvergleichlich schönen Pferden daher oder auch in wundervollen Autos auf dem Paseo de Colón oder dem Prado spazieren fuhren. Auch die Fussgänger, die in echt spanischer Ruhe einherschreiten, mussten sich von mir Schönheitsdurstigen bewundern lassen, so freute ich mich über die feine Kleidung der Herren, die ausgesucht geschmackvollen Toiletten der Damen und der kleinen Mädchen, die die faszinierende Schönheit der dunklen Jungen. Neu war für mich auch der Anblick einer Unmenge von Bonnen, die, ihre Schutzbefohlenen hütend, auf den Bänken saßen, alle in weisser Kleidung – wie aus der Eierschale gepellt – und alle oder fast alle mit ~~[illegible]~~ kostbarem Goldschmuck in den Haaren. Dieser war meist in Gestalt von einer Kugel oder mehr

den Kugeln ausgearbeitet, die in der verschiedensten Weise kunstvoll durchbrochen waren. – Als ich mich begeistert und erstaunt über den unerschöpflichen Reichtum dieser Hauptstadt aussprach, meinte der Gesandtschaftssekretär, dass Alles nur äusserlich sei; da alle die "vornehmen" Herrschaften zu Hause nur "Gartamoos" (Kiderarbeiten) hätten. – Doch die Läden mit allen den Prachtsachen zogen mich an, wie Honigbienen die Kalen (Schmetterlinge). Lange blieb ich besonders vor einem Laden ~~[illegible]~~ stehen, in dem es die feinen eingelegten Arbeiten zu kaufen gab. Auch hier träumte ich mich ins Utopische hinein: wie herrlich, wenn ich die prächtige ~~grosse~~ kleine Vase meiner Mutter zum Geschenk machen könnte. Sie war so fein gebildet und mit so zierlichen eingelegten Mustern versehen – gold auf schwarz – dass ich sie jedesmal, wenn ich am Laden vorbeiging, mit meinen Blicken umfassen musste und einmal der Geschäftsinhaber auf die Strasse gestürzt kam, mir eine Preisliste in die Hand drückte und mich zum Besuchen der Sachen aufforderte. Ich fühlte mich aber wie vom Himmel auf die Erde geführt, als ich vernahm, dass diese kaum handhohe Vase

250 Pesetas kosten sollte. "Hier wandte sich der Gast mit Grausen." Schon ein kleines Taschenmesserchen sollte ca 30 Pesetas kosten. Na – der wurde – später als Direktor Generaldirektor der (Gesellschaft d.) Tabakmonopols von Spanien [illegible]

Übrigens war es mit der Verständigung in Spanien noch recht schlecht bestellt – es war viel lateinisch dabei und ich war selig, wenn man meine Brocken verstand.

Auch den König und die Königin sah ich öfter. Ich stellte mich vor dem Ausgang des Schlosshofes auf und schwenkte begeistert den Hut, wenn sie beiden herausfahren kamen. Da die Spanier sich kaum rührten, so merkte die Königin aufmerksam und winkte mir lächelnd zu, worüber ich sehr stolz war. Ich fand sie "ungeheuer hermosa" und viel schöner als unsere Kronprinzessin ([illegible] allerdings nicht viel gehört).

Einmal bekam ich eine Karte zur Teilnahme an dem Tage der Firmsendung – als Zuschauer natürlich. Ich stellte mich in der Schlosskirche, die in den Palast eingebaut ist, auf und stand ganz nahe am Mittelgang.

So sah ich das Königspaar nebst der Königin-Mutter und der alten Isabella ganz gut vor mir, ja, beim Ausgang gingen die Herrschaften, geführt von der höchsten Geistlichkeit und gefolgt von den Hofbeamten, und den hohen Militärs und Politikern so dicht an mir vorüber, dass ich sie mit den Händen hätte greifen können.

Nachmittags ging ich stets in das "Café Suizo" (Schweizer Kaffee), um dort Kaffee mit Milch zu trinken und das Berliner Tageblatt zu lesen. Ich hätte fast laut aufgelacht, als ich sah, wie in diesem ersten Kaffee Madrids alle Augenblicke auf die Fussböden von den spanischen Gäste laut gespuckt wurde, gerade wie in einem Kanarienvogelbauer. Noch lange Zeit hinterher konnte ich mich garnicht beruhigen, dass eine solche Rotzerei in einem zivilisierten Café eines zivilisierten Landes möglich war.

Trotzdem das Wetter fast "erträglich" geworden war, verbrachte ich die grösste Zeit in der Pension, jetzt eifrig mit dem Studium der spanischen Dramatik beschäftigt. Sonst konnte ich nur noch träumen - natür-

lich vom sonnigen Süden, von Afrika zumal. "Ach, wie gerne möchte ich bald wieder dort sein! Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss, was ich leide!" schrieb ich am 11. IV. an Mutter. Nun lache mal ordentlich, lieber Leser!

Unter dem jammervollen Klima Madrids litt ich nicht wenig. Meine Gesundheit war auch nicht besonders gut. Ich musste wieder einen deutschen Arzt aufsuchen, aber natürlich konnte niemand wissen, was eigentlich mit mir los war. So verschrieben sie mir nur auch wieder einige Medizinen.

Einige Besuche in den Museen, besonders in dem berühmten Prado-Museum mit den Gemälden von Velazquez, Murillo usw. unterbrachen meine "Untätigkeit," wie ich das nannte. Zu weiteren Ausflügen verspürte ich bei dem für mich noch immer viel zu rauhen Wetter keine grosse Lust. Nur zweimal kam ich dazu. Das eine Mal ~~ging~~ fuhr ich mit einem Herrn Heyne[1] zum Escorial, der berühmten Grabstätte der spanischen Könige. Den grauenhaftesten Eindruck, den dieses typische ~~Gebilde~~ Erzeugnis des "christlichen Kultus" in

[1]) Ich glaube, er war Lehrer an der deutschen Schule

mir lesvorsief, will ich nicht näher schildern, denn ich will hier nicht eine Reisebeschreibung liefern (dann würden aus den geplanten 8 Bänden meiner Lebenserinnerungen vielleicht 18). Ich will nur einen Begriff geben von den Ereignissen in meinem Leben, einen mehr äusserlichen Rahmen zeichnen, der wichtig erscheint, wenn man das Bild (das "Ich", wie es geworden ist) verstehen will.

Der zweite Ausflug, ebenfalls mit Herrn Heymer führte mich nach dem staunenerregenden Felsennest Toledo, das mir besonders die himmlische Musik in der Kathedrale in der Seele bewahrt geblieben ist. (Bilder vom Escorial und von Madrid siehe Mappe)

Da ich sah, dass sich die Concessionssache doch nicht so schnell abmachen liess, sie [illegible], wenn sie doch auch zu Stande kommen würde, mir immer geringer zu werden schien, so beschloss ich, um wenigstens nicht immer in Kälte und Frost umherzulaufen, [illegible] Lissabon nach Teneriffe abzureisen. So damit war ich dem Zuge meines Herzens gefolgt und kam

so über die Entmutigung und Enttäuschung hinweg.

18 April 10 (Montag) Ich begab mich auf den Bahnhof (war es Atocha?-), von wo um 8 Uhr abends der Correo nach Lissabon abfahren sollte. Ich glaube es war wieder der gute Herr Heymer, der mich bis zum Bahnhof begleitete.

19 April 10 (Dienstag) Die Nacht hatte ich auf der harten Bank recht schlecht verbracht. Als es morgens hell wurde, befand ich mich schon ~~an~~ in der Nähe der spanischen Grenze bei Arroyo. Hier oben auf dem Hochland war die typische Landschaft der Extremadura: eine Art Steppe belebt von wilden Korkeichen, die ~~mitunter~~ nur selten zu Hainen zusammentraten. Dann passierten wir die Grenze und bald ging es hinunter vom Hochland. von der Höhe. Schon bald schon wurde die Landschaft schöner und lieblicher. Es ging durch Korkeichenhaine und über Heiden, auf denen tausenderlei Blumen mein Auge erfreuten. Je tiefer wir in die Tajo (Tejo)ebene hinabkamen, desto schöner, sonniger und wärmer wurde es. Endlich, endlich: Frühling - Sonne - Süden! Wie lachte mein Herz. Welch ein Gegensatz zu dem elenden, freudlosen, grauen Castilien! - Nun eilte ich durch

blühende, fruchtbare Gefilde dahin. ~~Hier~~ Ich begrüsste ~~die~~ die kleinen Häuser mit roten Dächern und freundlichen, weinumsponnenen Lauben davor wie alte, liebe Bekannte. Ich jubelte den so vergnügt arbeitsamen ~~[illegible]~~ Menschen zu, die auf gut bewässerten Feldern und Gemüsegärten schafften. Grüne Forsten und Weizenfelder flogen vorbei, nette Dörfer, lebensmutige kleine Städte am Fluss aufgebaut, auf Höhen oder [illegible]: Pinienwäldern, tannengrünen Korkeichenhaine und Anpflanzungen. Lieblich wechselte Berg und Tal – es war ein Fest für mich! So sah das Land aus, das mir die Phantasie im kalten Nordland vor die Augen gezaubert hatte!

Schliesslich Lissabon, wo der Zug nach Mittag einlief. Auch hier: Wärme, Sonne, grün, schön, licht-gekleidete Menschen.

20 April 10 (Mittwoch) Ich erging mich in der prächtigen Stadt, die mir mit Brüssel zu den schönsten Hauptstädten Europas zu gehören schien. Zuerst trat ich in den einzigartigen Park ein, der mitten in der Stadt angelegt ist, ~~[illegible]~~

begeistert auf den schattigen Wegen, labe mich an den herrlich prächtigen alten Cypressen, Cedern und Laubbäume der mittelländischen Flora. Dann fuhr ich hinaus nach Belem, wo ich das berühmte Kloster mit seiner Kirche und seinem einzigartigen Kreuzgang besichtigte. Auch stieg ich auf den alten, am Tejo gelegenen Turm und genoss von hier die Aussicht. Man sieht den breiten Strom vor sich, oberhalb die Stadt liegen. Viele Schiffe belebten das Wasser, von allen war die deutsche Flagge am Heck sichtbar. Heute sollte fahrplanmäßig der Dampfer kommen, der mich nach Santa Cruz bringen sollte: die Cap Ortegal. Aber ich schaute vergeblich nach ihm aus.

21 April 10 (Donnerstag) Ich packte meine Sachen, nahm vom "Grand Hotel Central" ~~Abschied und~~ mit seinem gemütlichen Lesezimmer, dem "feiertäglichen" Essen und der netten Aussicht auf den ~~Hof~~ segelbelebten Hafen Abschied und schiffte mich, ich glaube gegen Mittag, ein. Am Morgen war es mit einem Schlage meine Darmkrankheit "finished" (um im Neger-Englisch zu sprechen), meine Traurigkeit "finished". All

es hatte die Sonne des Südens hinweggenommen.

Auch meine Mutlosigkeit betr. der Concessionsache war gewichen. Ich hoffte doch noch, dass sie zu stande kommen könnte – hatte ich doch inzwischen auch an Herrn Johannes in London geschrieben, um ihn zu veranlassen, Geschäftsleute für meine Pläne zu interessieren. Ich schwärmte in meinem Brief an Mutter vom 20 April 10 von den fabelhaften Dingen, die ich in meinem neuen Reich in Spanisch-Muni verrichten würde, im Stillen an das gleicherweise "fabelhafte" Gehalt denkend, mit Hilfe dessen ich nicht nur meine wissenschaftlichen Steckenpferde vorwärtstreiben, sondern auch Mutter viel Gutes tun könnte. So hatte ich nun meinen guten Willen bewiesen und ihr zum Geburtstag (d. 27 Apr.) 50 M. überweisen können.

22 April 10 (Freitag)

Seit gestern nachmittag befand ich mich nun wieder auf meiner geliebten See, fuhr auf einem guten deutschen Dampfer dahin. Allerdings muss ich sagen, dass ich von der Verpflegung nicht enttäuscht war. Mir wurde eine ähnliche Aufnahme wie auf der "Lucie Woermann". Ei-

reichte sie nicht einmal entfernt an sie heran und jetzt erst begann ich zu begreifen, wie ein herrliches Leben ich dort auf den westafrikanischen Reisen führte. Alles Südamerikanische kam mir jetzt schon zweit- ja drittklassig vor. Übrigens hatte ich ~~[illegible]~~ kaum Gelegenheit, einige der Fahrgäste kennen zu lernen, ich erinnere mich nur

an einen jungen Mann, der einen Bischof begleitete und selbst Priester werden wollte. Aber ich habe wohl Manches vergessen haben. Leider habe ich nie über die Menschen, die mir auf meinem Lebensweg begegneten, Aufzeichnungen gemacht. Sie waren mir damals noch zu uninteressant oder nebensächlich: sie traten gegenüber meiner grossen Liebe: der Natur ganz zurück.

23 April 10 (Sonnabend) Gegen 5 Uhr nachmittags hatte die Seefahrt schon wieder ein Ende. Wir langten in Santa Cruz de Tenerife an. Ich stieg im Hotel eines Dänen, Ollsen's Hotel, ab. Mit mehreren Mitreisenden, einem Herrn Herzfeld aus Düsseldorf, Herren Elvers und Roloff aus Hamburg (die übrigens Oheim Carl Tessmann's Familie kannten) aß ich ~~dort zu Abend~~ im Hotel Quisisana, etwas oberhalb gelegen, zu Abend. Es waren herrliche Stunden, unvergesslich ist der Blick, den man von der Veranda auf die tiefer liegende Stadt genießt.

24-27 April 10 Santa Cruz de Tenerife.

Am letzten Abend war ich bei einem alten Kameraden, dem Schweden Kaldau eingeladen. Er war mit seinem Landsmann

Knutson zusammen einer der ältesten Bewohner und Erfor-
scher des Kamerunberges und hatte, glaube ich, die Pflanzung
Idenau-Sanje begründet. Ich lernte in ihm einen netten
unterhaltsamen Mann kennen, der es verstand, den Abend
zu einem sehr gemütlichen zu gestalten. Er hatte mit sei-
ner Frau ein reizendes Häuschen inne und beschäftigte si-
ch viel von dort mit kaufmännischen Dingen auf Madeira.
Mit mir zugleich war ein junger Deutscher aus Persien
gebürtig, der in Olsen's Hotel arbeitete und der als schwer
lungenkrank (schwindsüchtig) galt. Er spielte pracht-
voll Klavier so, wie ich es kaum je wieder gehört habe,
konnte aber zu meinem Erstaunen nicht eine einzige Note
lesen: er phantasierte nur — das aber meisterhaft. An die-
sem Abend nun ließ Herr Haldan das große Lampenlicht
abstellen und nur einige Kerzen entzünden, so dass das
Zimmer in einem feierlichen Halbdunkel da lag. Dazu
~~spi~~ phantasierte der Perser auf dem Klavier, so dass wir alle
ganz hingerissen waren und berauscht den Tönen lauschten,
die der junge Mensch aus dem Instrument geradezu heraus-
zauberte.

An einem der Tage in Santa Cruz hatte ich übrigens mit einem Herrn (ich weiss nicht mehr, ob es Hesselberg war) einen Ausflug über Laguna nach dem wundervollen Lorbeerhain von Las Mercedes gemacht. Diese Lorbeerbäume findet man hier an einer Quelle, die sich in einem Wasserfall zu Tal stürzt, und sonstige Bäume der alteinheimischen kanarischen Flora. So klein wie dies Wäldchen ist, so gefiel mir dies kleine Paradies doch so gut, dass mich der Ausflug nicht reute. Zurück gingen wir durch einen "Barranco" direkt nach Santa Cruz – eine recht anstrengende und steinige Geschichte! Wir waren froh, einigermaßen heil und ohne zu grosse Abschürfungen wieder zurückgekommen zu sein.

Canary Euphorbia.

28 April 10 (Freitag) Mit der elektrischen Bahn bis Laguna. Von hier aus nahm ich einen Wagen. Auf einer guten Landstrasse fährt man über Tacoronte, Matanza, Victoria, Sta Ursula nach Puerto Orotava, wo ich in einem direkt am Meeresstrande gelegenen Gasthaus Wohnung nahm. Die Fahrt an der Nordküste der Insel entlang war einzigartig mit den herrlichen Ausblicken auf das Meer, das palmenbestandene Land mit seinen kleinen weissschimmernden Häusern und den majestätischen Pico de Teyde.

29 April 10 – 7 November 10

Orotava

Nachdem ich einige Tage in Puerto Orotava zugebracht, nach Villa Orotava hinaufgestiegen, das grosse Humboldt-Panorama gesehen und mich über den besten Platz für mich orientiert hatte, konnte ich nur feststellen, dass lediglich die Pension "El Ciprés" – in der Mitte zwischen Puerto u. Villa Orotava gelegen in Betracht kam. Ein Deutscher, namens Strehle, aus Bayern, glaube ich stammend, führte den Haushalt. Als Bedienung hatte er einen zwar etwas schmutzigen, aber entzückend

schönen kleinen Graben, der der Liebling aller war. Das Haus lag an der Strasse, aber auf der ~~andern~~ hinteren Seite war eine Terrasse, auf der man unter Bäumen sitzen, Mahlzeiten einnehmen und er arbeiten konnte. Diese Terrasse reichte bis zu einem "tanque", einem Wasserbehälter, ~~welcher~~ den ein dichter Blumenflor erzeugen umrahmte. Das Grundstück, mit verschiedenen Bäumen bestanden, dehnte sich noch etwas nach unten hin aus. Im Augenblick war zwar das kleine Haus ziemlich voll - hauptsächlich Deutsche - aber ich bekam schliesslich ein grosses Zimmer mit einem prächtigen Blick auf die Umgegend, hauptsächlich die Bananenpflanzungen und das Meer. Bald siedelte ich dann bald nach "El Ciprés" über.

In der ersten Zeit konnte ich noch nicht anfangen zu arbeiten, da mein Koffer noch nicht angelangt war. Mein Brief war voller Klagen darüber, dass ich nicht an die Arbeit gehen konnte. Diesen Arbeitsfimmel und die jagende Hast, die mich trieb, verurteile ich heute (1932). Mit etwas weniger Systematik hätte ich mein Leben für mich und andere viel schöner gestalten können. Nun - was hilft alle

Reise, wenn es zu spät ist? Nachdem ich mich genügend geärgert und aufgeregt hatte, ohne dass die Koffer damit etwa schneller die Reise nach Orotava gemacht hätte. Endlich wusste auch ich mir nicht anders zu helfen,

Bananas.

als "to make the best of it" und mich der schönen Umgebung zu freuen, mit der deutschen Gesellschaft mich anzufreunden und mit diesem oder jenem der Herren spazieren zu gehen. Da ich aber das "Zweck und Ziel"

nicht längere Zeit auskommen konnte, begann ich systematisch für Herrn Stitz, den Bearbeiter der Ameisen am Museum für Naturkunde, mit dessen Familie ich auch persönlich verkehrte, Ameisen zu sammeln. Ich versuchte auch einen Gast, es war wohl ein Küster oder ein Schulmeister, der zur Heilung seiner Nerven hierher geschickt war, zu interessieren, so dass er mich begleitete und meinem Eifer ein Zeuge war. Ich wollte ihn beinahe zu einem Sammler ausbilden, einerseits, um ihn über seinen bedauerlichen Zustand, an den er immer dachte, hinwegzubringen, andererseits aber zur höheren Ehre der Wissenschaft und des Berliner Museums. Leider versagte er bald gänzlich. Diese Ausbeute hat Herr Stitz mit anderen Ausbeuten zusammen in "Ameisen aus dem westlichen Mittelmeergebiet und von den Kanarischen Inseln" (siehe Mappe I zool. Veröffentl.) verarbeitet. Ich freute mich zu sehen, dass es mir gelungen war, eine bisher d. Wissenschaft unbekannte Art zu bekommen, nämlich Leptothorax denticulatus Stitz.

Neu-Castilien ist nicht arg. Mein Koffer kam ei-

nes Tages an und ich konnte nun mit der Arbeit beginnen oder sie vielmehr fortsetzen. Morgens nach dem Kaffee saß ich schon auf dem gewohnten Platz auf der Terasse und fügte meine im Vaterland gemachten Aufzeichnungen zu der Monographie zusammen. Mein Leben war nun streng geregelt. Nach einer Mittagpause ging die Arbeit weiter bis zum Kaffee und dann wieder bis zum Abendbrot. Ein Gast, der später kam, ein Herr Dr. Lindinger, bewunderte mich, wie ich so regelmäßig und andauernd geistig schaffen könnte. So flossen die Sommermonate ohne Störung dahin. Nur selten unterbrach ein Ausflug oder ein längerer "speech" mit einem neuen Gaste die gewohnte Regelmäßigkeit.

Abends nach getaner Arbeit saßen wir, d.h. die Gäste und ich, in Korbstühlen auf der Terasse vor dem Garten, und von da sah man den Pic, wenn es klar war, in seiner schneeigen Weisse herüberwinken sah. Unsere Unterhaltung wurde indessen durch das unaufhörliche Froschgequak aus der Cisterne oft so gestört, dass wir die Sitzung aufheben mussten. Die Bewohner dieser

wirt nichts helfen, machte ich den Vorschlag, den Jungen für jeden Frosch 5 ct. zu versprechen, wozu wir alle eine Sammlung veranstalteten. Er stieg auch in den fast leeren Tanque mit seinen nackten Beinen und griff eine Anzahl. Aber er liess es trotz der hohen Belohnung doch an Eifer mangeln, eine Tatsache, die uns zu herber Kritik dieses Menschenschlages Veranlassung gab.

Mitunter ging ich auch mit Herrn Stickle allein nach dem Monthort spazieren, besonders in Zeiten, wo es weniger Sonne hatte.

Einmal kamen einige gar lustige Vögel angereist. Darunter war ein urechter Berliner mit einer Sprache und einem Witz, der ihm geradezu auf den Leib zugeschnitten war. Mit diesen jungen Kerls machte ich einmal einen sehr vergnüglichen Ausflug nach einer kleinen Landkneipe auf dem Wege nach Sta Ursula, wo wir alle einen gar prächtigen Malvasia tranken, bis wir alle, des süssen Weines voll, singend nach unserem ~~Hotel~~ "El Ciprés" zurückzogen. Es war trotz aller Lustigkeit und allem Übermut ein harmlos verlaufener

Tag, der durch keine häßlichen oder unangenehmen Töne gestört wurde.

Ein anderes Mal kam ein Dr. ~~[illegible]~~ (Lindinger), Botaniker aus Hamburg zu uns, eine etwas problematische Persönlichkeit. Wie immer hielt ich alle Menschen für gut und traute ihm durchaus. Einige Spaziergänge und feuchtfröhliche Sitzungen mit ihm waren auch durchaus nett und für mich belehrend, da ich eine Menge von Pflanzen mit botan. Namen kennen lernte, den ich so zum mindesten genauer kennen lernen konnte. Da Dr. Lindinger sich für die Pangwearbeit interessierte, so verabredete ich mit ihm, er sollte das Inhaltsverzeichnis machen, wenn ich vor dem Erscheinen nach Afrika gehen würde. Leider hat er das nicht getan, so dass das Pangwebuch ohne Register erscheinen musste, was mich sehr geärgert hat. Als ich nach dem Krieg zurückkam und ihm vorwarf, das Werk trotz seiner Nachlässigkeit, entgegen unserer Verabredung in Empfang genommen zu haben, schrieb er mir derartig grob, dass ich von da an natürlich jeg-

liche Beziehungen zu ihm abbrach.

Von weiteren Ausflügen ~~kam~~ kamen nur zwei zustande: einer nach San Juan de la Rambla westlich von Orotava an der See gelegen. Nachdem ich noch in den

prächtigen Garten gelustwandelt war, ass ich in der „Fonda", dem Gasthaus, zu Mittag und kam abends zurück. Ich glaube, ich wollte überhaupt nach Icod, um den Drachenbaum zu sehen, gab aber mein Vorhaben der Hitze u. des Staubes wegen auf.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, dass mich der Pik, den ich stets vor mir liegen sah, mächtig lockte. Als im Hochsommer die Schneedecke ziemlich (oder ganz?) abgeschmolzen war, hielt es mich nicht länger. Ich beschloss, ganz alleine und per pedes apostolorum den 3731 m hohen Gipfel zu bezwingen. Freilich machte man Einwendungen – diese Tour sei zu anstrengend, ich sollte einen Esel nehmen – aber ich liess mich dadurch nicht abhalten. Ein Esel wäre wohl reichlich teuer gekommen. Ausserdem traute ich meinem jugendlichen Mute und meiner inzwischen wiederhergestellten Kraft zu, die Sache auch so zu machen. Genügend Vorrat nahm ich mit, dann ging ich los, ganz frühmorgens natürlich. Ueber Villa Orotava führt der Weg den Berg hinan. Ich schwelgte im Naturgenuss, die Aussichten wurden immer hinreissender, je höher ich kam, das Meer stieg an und

am Ende, da, wo der Pflanzenwuchs und damit die besiedelte Gegend aufhörte, hatte ich fast das Gefühl, dass ich wie in einem Trichter sass, dessen Rand von der blauen See gebildet wurde. Es war unbeschreiblich schön, dieser Blick, und ich liess mich hier bei den letzten Häuschen eine Zeit lang ins Gras sinken, um diese märchenhafte Aussicht zu geniessen und recht in mich aufzunehmen. Es war ein schöner, heisser Sommertag, der hier oben durch ein frisches Lüftchen gemildert wurde. Oben glaubte ich, müsste es noch kühler sein. So riss ich mich los und stieg höher. Die Grasbedeckung der Erde wurde immer dürftiger, ich trat in die kahle Hochgebirgsregion ein und bald lag eine weite steinige Wüste vor mir, über und über besäet mit Lavabrocken. Diese werden im Kanarien „Las Cañadas" genannt. Die Lava- bzw. Bimssteinflächen brocken waren recht kantig, das Gehen auf ihnen eine wahre Tortur (ich hatte nur leichte Schuhe mitgenommen). Vor allem aber – ich staunte baß – war es eine Hitze hier oben, wie sie sie bei weitem nicht in Orotava selbst je gewesen war. Aber

natürlich konnte ich mir diese Merkwürdigkeit damit erklären, dass der Ostwind, der hier herrschte, die Hitze der Wüste Sahara mit sich führte. Es ging auch schon stark auf Mittag, und ich kam bald in diese unerträglichen Temperaturen, die durch eine erbarmungslos niederbrennende Sonne noch gesteigert wurde. Bald musste ich mich schon im Schatten eines grossen Felsstückes niederlassen, um auszuruhen. Dazu quälte mich ein furchtbarer Durst – das Wasser aus einer Flasche hatte ich bald ausgetrunken. Aber ich raffte mich auf und trottelte weiter – immer noch innerlich staunend, wie es möglich war, eine bis in den Höhen von 2000–2500 m. eine derartig mörderische Hitze anzutreffen. Endlos zog sich der Weg durch diese Lavawüste. Am Rande einiger Höhenzüge, die sich seitwärts entwickelten, standen einige Krüppelbäume. Aber – oh Wunder – ich hatte sie schon vor langer Zeit in derselben Grösse gesehen gehabt. Sollte die reine dünne Luft derart täuschen können? Ich nahm schaute jetzt einen bestimmten Baum ins Auge und taxierte die Entfernung: eine Viertelstunde – höchstens 20 Minuten mussten es bis zum Fusse dieser Höhen sein. Dann glaubte ich dort hin kom-

mend, etwas frischere Brise zu bekommen und den letzten Anstieg zum Pik, wo es wegen der Steinflächen deutlicher sein musste, zu beginnen. So bezwang ich meine Mattigkeit und schritt gleichmäßig auf ununterbrochen ansteigender Halde voran. Ich ging und ging – die Bäume ~~kam~~ wurden nicht geringer – ich war eine halbe Stunde gegangen und die Bäume war noch fast ebenso klein wie von der Stelle, wo ich eben den Steg gefunden hatte. War ich in ein verzaubertes Land gekommen? Ach, Graus! Wenn das so weiterging, so musste ich einfach auf dem Wege liegen bleiben. ~~Das~~ Wasser hatte ich nun noch in der geringen Menge, dass ich nur ab und zu den Mund netzen konnte. Und immer furchtbarer machte sich die Einwirkung der afrikanischen Tropenhitze (Ach – ich erinnere mich an Dakar!). Eine grosse Schwäche trat mich an.

"Und die Sonne versendet glühenden Brand
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee."

Ich erkannte, dass diese Waldfläche allein noch stundenlang war – ganz abgesehen von der erschlaffenden Hitze – dann kam dann noch der letzte Anstieg auf den Pik. Und der Rückweg!

Ich merkte, dass es unmöglich sei, auf die Hoffnung einer kühleren Luft weiter oben, den Pik zu nehmen. Mindestens musste ich die Nacht in der Nähe des Gipfels verbringen, womit ich nicht gerechnet hatte. Aber die Hauptsache war es hier: diese Höllenwanderung! Es lag die Gefahr vor, dass ich unterwegs liegen blieb: "und soll hier verschmachtend verderben!" Hinter einigen Brocken versteckt, gab ich mir Rechenschaft darüber, was die Parole nun lauten konnte: 'Zurück und das schnell' - sonst ging die Sache doch noch schief. Ich wandte dem schon weissfleckigen Berggipfel, der so verlockend winkend nahe - vor mir lag, noch einmal zu, raffte dann wirklich alle Kräfte zusammen, nachdem ich lange Zeit in einer Art Ohnmacht am Wege gelegen hatte, und erreichte auch endlich mit knapper Not am Mittag den Abfall der Hochfläche und tauchte damit unter den Wolkenschleier - hurra - aufatmend die angenehm kühle Luft der Tiefe begrüssend! Als ich in der Pension anlangte, ohne zum Ziel gelangt zu sein, sagten alle: das haben wir ja gleich gesagt - es ist ja geradezu verwegen, ohne Führer, ohne Reittier, ohne genügende Ausrüstung

ein solches Unternehmen anzufassen." – Nun – interessant war für mich dieser „Ausflug" doch gewesen!

Übrigens muss ich noch erwähnen, dass nicht allzulange nach meiner Ankunft in Orotava ein Brief von Klein Johannes in London anlangte, der mir mitteilte, dass die Interessenten an der Konzessionsgesellschaft wegen der [enormen] notwendigen Unkostensumme erschreckt waren und unter diesen Umständen verzichteten. Da auch von Herrn Schipper nichts Günstiges berichtet wurde, so war damit das schöne grosse Projekt ins Wasser gefallen – vielleicht ganz gut, denn die Hochzeit des Gummis war vorbei; in den nächsten Jahren trat der grosse Preissturz ein – verursacht durch den nunmehr den Markt beherrschenden ostindischen Plantagengummi.

Der Aufenthalt auf der Canarischen Insel würde mir Alles gegeben haben, was ich von ihm erwartet hatte, würde eine angenehme Episode meines Lebens bedeutet haben, da ich Ruhe zur Arbeit, Sonnenschein und zugleich ein angenehmes Heim vorfanden, wenn nicht ein böses Geschick mich verfolgt hätte:

Ich begann mich einige Tage fieberig zu fühlen und nahm Chinin in der Annahme, es handele sich um Malaria. Immer stärker wurde aber das Fieber und selbst tägliche Gaben von 1gr. Chinin vermochten es nicht herabzusetzen. Dazu traten Durchfälle, die mich immer weiter

Washing Women.

erschöpften. Schließlich war ich so herunter, dass ich einen Arzt kommen lassen musste. Es war glücklicherweise ein ganz tüchtiger Mann – ein Engländer, der aus Villa oder vom Puerto Orotava kam. Er stellte fest: Typhus.

Ich legte mich zu Bett und schwebte eine Woche lang zwischen Tod und Leben. Der englische Arzt kam täglich und verabfolgte mir Medizinen. Es muss wenigstens an einem Tage, an dem ich schon halb besinnungslos war, sehr schlimm mit mir gestanden haben, denn Herr Stehle erzählte mir später allen Ernstes, er hätte nicht 5 centavos mehr auf mein Leben gesetzt. Aber ich muss doch wohl zäher sein, als die Leute annahmen. Ich besserte mich sehr bald und so schnell, dass der Arzt, als er voll Besorgnis um mich wieder in "El Ciprés" erschien, er mich bereits im Esszimmer fand, wo ich eine herrliche Melone zu mir nahm. Mit ernster Miene meinte er — nunmehr wäre er völlig überflüssig, denn wenn ich danach nicht stürbe, so wäre mir nicht mehr zu helfen. Er hatte das auch nicht im Scherz gesagt, denn er liess sich die Rechnung begleichen und wandte einem so leistungsfähigen Magen verachtungsvoll den Rücken. Aber, wenn ich mich nach einer Krankheit einmal wieder dem Leben zugewandt habe, so kann selbst die unverdaulichste Speise mich nicht weiter behelligen.

Den Typhus hatte ich natürlich von dem schlechten

Wasser, das aus dem offen durch die Stadt rinnenden Wasserleitung, an der zumal noch gewaschen wird, genommen ist. Herr Thiele hatte zwar befohlen, dass es abgekocht würde, aber er selbst war zu nachlässig, um darauf zu achten, dass der völlig unzuverlässige Manuel dies auch tat und ich vermutete, dass Herr Thiele selbst ruhig ungekochtes Wasser auf den Tisch gestellt hatte, wenn das gekochte ausgegangen war. Nur Klagen und Entschuldigungen fruchteten nichts mehr. Mir aber war der Aufenthalt auf den „Inseln der Gesundheit und des Sonnenscheins", wie die Engländer sagen, verleidet worden und da auch die Monographie ziemlich fertig war – wenigstens im Rohbau – so beschloss ich, nach Lübeck zurückzukehren, um den Rest zu schreiben, die Beschreibung der Sammelgegenstände, die sich im Museum befanden, einzufügen, den Bilderdruck zu besorgen und die Korrektur des Ganzen mit Herrn Dr. Karutz vorzunehmen.

So nahm ich am

8 November 10 (Dienstag) Abschied von "El Cipres" und von Orotava. Ich fuhr in einem Wagen, der zufällig bis Tacoronte ging, durch die

wie schon bekannte herrliche Gegend, und nahm von Tacoronte die Bahn nach Santa Cruz.

9 November 10 (Donnerstag) Santa Cruz de Teneriffe. Am Abend gab es eine gemütliche Abschiedsfeier mit einem sehr netten Herrn, den ich in Santa Cruz schon früher kennen gelernt hatte – Herrn Kellen (einem Westphalen oder Rheinländer) aus der Gegend, aus der auch [illegible] [illegible] (Maurer) wir pokulierten noch im Keller des Hotel Orotava.

10 November 10 (Freitag) Santa Cruz. Es herrschte übrigens eine furchtbare Hitze, wie sie dort selten ist. Ein Spaziergang am Meer, auf den Wassermauern, am Nachmittage brachte nur wenig Kühlung

11 November 10 (Sonnabend) Morgens um 8 Uhr, als ich noch im Bett lag, wurde die Ankunft des Dampfers, den ich nehmen wollte, nämlich des "Adolph Woermann" gemeldet. Ich begab mich an Bord. Um 12 Uhr fuhr der Dampfer aus dem Hafen. Teneriffe sank zurück, wieder hatte ich das Gefühl: es sinkt alles in den Schoss der Vergangenheit zurück, nichts hat Bestand. Schade war nur, dass meine Erinnerungen an diese Episode durch meine schwere Krankheit so getrübt worden ist. Übrigens war um 6 Uhr abends der Pik noch sichtbar.

12-16 Novemb 10 Ich gab mich, wie immer auf Reisen, dem schönen Leben an Bord ganz hin, so ganz, dass ich nicht einmal "Zeit" fand, ein Tagebuch zu führen, geschweige denn irgendwelche wissenschaftlichen Arbeiten zu machen. Ich genoss Alles in einem "dolce far niente", das mir köstbar genug war – durch das Glück, das in ihm selbst lag. Übrigens gab es bei schönem Wetter und Mondschein-Sonnenschein zwei Tage lang auf der Höhe von Portugal äusserst stark bewegte See, so dass der Dampfer heftig schaukelte und viele Passagieren, sogar Herren, recht seekrank waren. ~~Die~~ Die Gesellschaft, von der ich heute gar nichts mehr weiss, war, wie ich damals schrieb "ganz nett, wenn auch sehr verschiedenartig zusammengesetzt". Am 16 November wurde die Île de Ouessant an der Küste Frankreichs deutlich sichtbar.

17 November 10 (Donnerstag) Vormittags war es sehr schlechtes Wetter – es [illegible]te vorübergehendes Schneetreiben. Wir fuhren an der Insel Wight entlang und vormittags in Southampton, wo wir kurze Zeit lagen. Dann weiter.

18 November 10 (Freitag) Um 8 Uhr morgens befanden wir uns schon in der Mit-

de, Abends gegen 11 Uhr langten wir in Antwerpen an. Abends spazierte ich mit einem Pfarrer Seewald, einem katholischen Bruder "und dem Grafen" durch Antwerpen natürlich ohne den liebenswürdigen Aufforderungen der verschiedensten jungen und manchmal etwas älteren Damen, nachzukommen bei ihnen einzukehren, nachzukommen.

19 November 10 (Sonnabend) Den Morgen lagen wir noch in Antwerpen und löschten. Um 2 Uhr mittags ging es bei schönem Wetter die Schelde hinunter. Vlissingen passierten wir um 7 Uhr.

20 November 10 (Sonntag) Am Morgen kamen an Steuerbord die west-friesischen Inseln in Sicht. Die See war ruhig. Um 7 Uhr kamen wir an Helgoland vorbei, um 10 Uhr waren wir in Cuxhafen, wo wir die Nacht liegen blieben.

21 November 10 (Montag) Wir schifften den Truppentransport (er war, glaube ich, von Südwestafrika gekommen) aus. Dann ging es bei gutem, nicht allzu kaltem Wetter die Elbe hinauf. Um 6 Uhr (abends?) legten wir am Petersen-kai an. Der gute Onkel Willi (Rotte) war gekommen, um mich zu begrüßen. Er wollte aber gleich nach Lübeck weiter. So fuhr ich "mit dem Grafen" (??? welchem??) zum Bahnhof und Telegraphen-

te nach Lübeck, dass ich käme. Dann aß ich mit Klein Willi, den ich natürlich eingeladen hatte, im Ratsweinkeller. Es gab Hummer mit einem guten Weißwein. Beides mundete dem guten Onkel, der selten so etwas zu essen bekam, vorzüglich. Um 9 Uhr ging mein Zug nach Lübeck, wo ich um 10 Uhr eintraf. Auf dem Bahnsteig warteten Mutter, Erwin und Mary, die Tanten und Magda. Wir tranken im Bahnhofsrestaurant ein Glas Bier.

22 November 10 (Dienstag) Ich wohnte bei den Tanten. Mittags gingen wir zum Essen zu meinen Eltern, zum Kaffee waren wir alle bei Mary, zum Abendbrot bei den Tanten.

23 November 10 (Mittwoch) Zum Abendbrot gab ich ein kleines Essen, aber bei meinen Eltern. Geladen waren ausser Erwin und Mary mit den Kindern, die Tanten und Magda sowie Frau Dr. [illegible]. Erwin machte eine gute Bowle zurecht.

24 November 10 - Ende Dezember 10. Ich arbeitete den Rest des Jahres an dem Panzerwerk, wie in den beiden folgenden Jahren, über die ich im Band 5 zusammenhängend ~~[illegible]~~ berichte:

ATLANTISCHER

Tessmann's

Arbeitsgebiet

im Pangweland

Blatt 1.

Blatt 2 während des Krieges infolge Beschlagnahme durch die Brasilianische Regierung verlorengegangen (etwa 1948)